

Breslauer Sonnensblatt

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Erscheinung in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 14. September.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis, bei allen Buchhandlungen № 1. — pro Quartal, bei künftlichen Postämtern № 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Schachmatt.

Roman von Ewald August König

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten. Uebersetzungsgerecht vorbehalten.

Der alte Daniel öffnete Theo die Thür, er schrie laut auf, als er den Eintretenden erkannte.

„O lieber junger Herr, wie gut ist es, daß Sie wieder da sind!“ sagte er, ihm die zitternde Hand bietend. „Sie hätten nicht fortgehen sollen, es wäre vielleicht Alles anders gekommen.“

„Wo ist mein Vater?“ fragte Theo rasch, ohne auf die Lamentationen einzugehen.

„Oben in seinem Zimmer. Ich weiß nicht — soll ich Sie vorher anmelden?“

„Nein, zünden Sie im Cabinet die Gaslampe an, ich werde nachher noch arbeiten. Holen Sie eine Flasche Wein aus dem Keller

und sorgen Sie für ein Butterbrod, bringen Sie das Alles in's Cabinet.“

Er stieg bereits die Treppe hinauf, als er die letzten Worte sprach, aber im Corridor legte er Hut und Paletot ab, dann öffnete er die Thür des Wohnzimmers.

Der Commerzienrath wandte ihm den Rücken, er goß den Inhalt eines kleinen Flacons in ein volles Weinglas, ein scharfer Duft nach bitteren Mandeln durchzog augenblicklich das Zimmer.

Theo, der auf der Universität Vorlesungen über Chemie gehört hatte, wußte sofort, daß jenes Flacon ein rasch und sicher tödtendes Gift enthalten haben mußte; schon wollte der Commerzienrath das Glas zum Munde führen, als sein Sohn es ihm plötzlich aus der Hand nahm.

„Was willst Du thun, Vater?“ fragte Theo vorwurfsvoll.

Der alte Herr blühte ihn starr an, seine Züge verzerrten sich plötzlich, die Augen wurden gläsern, im nächsten Moment brach er mit einem dumpfen Schrei zusammen.

Theo riß an dem Glodenzuge.

„Schicken Sie zum nächsten Arzte, er muß sofort kommen!“ rief er dem eintretenden Diener entgegen. „Schnell, schnell, das Leben meines Vaters hängt davon ab.“

Daniel erkannte auf den ersten Blick die Gefahr, er eilte von dannen, aber ehe er das Haus verließ, schickte er eine

Magd hinauf, mit deren Hilfe Theo den Vater auf den Divan bettete.

Der Blick des Commerzienraths war noch immer starr, die Züge blieben verzerrt, gänzlich entstellte, nur ein leises Zucken der Lippen verrieth, daß das Leben noch nicht entflohen war.

Off glaubte Theo, der Vater wolle ihm eine Mittheilung machen, er neigte sich zu ihm nieder, aber die Lippen blieben stumm.

Endlich erschien der Arzt, betroffen blieb er auf der Schwelle stehen.

„Blausäure!“ sagte er.

„Kommen Sie rasch,“ bat Theo, „das Gift steht noch dort auf dem Tisch, er hat es nicht genommen.“

Der Arzt neigte sich über die leblose Gestalt und drückte dem Todten die gebrochene Nage zu.

„Hier giebt es keine Hilfe mehr, ein Gehirnschlag hat Ihnen den Vater entrißen!“

„Wenn Sie eine Ader öffnen —“

„Ich will es versuchen, um Sie zu beruhigen, aber ich sage Ihnen nochmals, es ist zu spät.“

Eine Stunde später saß Theo vor den Geschäftsbüchern im Cabinet, auf ihm allein ruhten nun alle Sorgen und Lasten.

Die Schlüssel, die er in den Taschen des Todten fand, hatte er mitgenommen, er durchsuchte den Schreibtisch, in dem die Schlüssel zum Kassenschrank noch lagen.

Er fand hier auch den letzten Brief des Geschäftsführers, dessen Inhalt ihn bestürzte und empörte, er fand ferner das Geheimbuch des Vaters und in diesem den überzeugenden Beweis, daß Hugo um einen großen Theil seines väterlichen Vermögens betrogen worden war.

„Auch das noch!“ murmelte er, und als er von dem Buche aufblickte, war sein Antlitz todesbleich. „Darf ich das verheimlichen? Vor der Welt ja, aber dem Betrogenen nicht, ihm muß aller Erjaß werden, und nur bitten darf ich ihn, daß er die Ehre des Todten schonen möge.“

Immer schwerer wurde der Druck, der auf ihm ruhte, aber daneben auch immer klarer die Ueberzeugung, daß nur

energisches, unsichtiges Handeln die Ehre des Hauses retten konnte.

Er arbeitete die ganze Nacht hindurch, um einen Plan auszuarbeiten, den er den Creditoren vorlegen wollte.

Ob er gelang, war mit Sicherheit noch nicht vorauszusetzen, ein ganzes Menschenleben mußte vielleicht in rastloser Arbeit ihm gewidmet werden. Theo wollte dieses Opfer gerne bringen, für ihn hatte ja das Leben keinen anderen Zweck mehr, als den, die bedrohte Ehre des Namens zu retten!

Am nächsten Morgen ließ er den Buchhalter und den Kassirer ins Cabinet kommen, er legte ihnen den Plan vor, sie sollten die Creditoren mit demselben bekannt machen und eine neue Verammlung auf den Tag nach dem Begräbniß berufen.

„Wenn einer der Gläubiger vor dieser Verammlung die Fälligkeitserklärung beantragt und die Siegel hier anlegen läßt, dann ziehe ich mich zurück und lasse das Ende kommen, wie es will,“ sagte er ernst; „machen Sie die Herren darauf aufmerksam, daß ich für meine Person Credit in London habe und diesen Credit benutzen würde, um den Zusammenbruch unseres alten Hauses zu verhüten. Sagen Sie ihnen ferner, daß ich mein ganzes Leben der Erfüllung dieser Aufgabe widmen würde, wenn man Geduld haben und mir volles Vertrauen schenken wolle. Es ist keine leichte Aufgabe, das wird Jeder erkennen, aber ich hoffe, sie zu lösen. Und vor allen Dingen verlange ich Geduld bis nach dem Begräbniß meines Vaters, ich werde alsdann persönlich mit den Herren unterhandeln.“

„Man wird die Frage aufwerfen, ob der flüchtige Procurist verfolgt werde,“ erwiderte der Kassirer. „Auf dem Gelde, das er mitgenommen hat, beruhen die letzten Hoffnungen der Gläubiger.“

Mit sichtbarem Widerstreben nahm Theo einen Brief vom Schreibtisch.

„Ich habe in diesem Schreiben an die Polizei den Antrag auf Verfolgung schon gestellt,“ fuhr er fort, „nicht die Person, das Geld ist die Hauptsache. Wenn der Schurke gefaßt wird und den Raub gutwillig herausgibt, soll man ihn laufen lassen. Wann werden die Creditoren hier erscheinen?“

„Um elf Uhr,“ antwortete der Buchhalter.

„Gut, nehmen Sie alle diese Papiere mit, und sehen Sie dieselben noch einmal durch, damit Sie mich vertreten können. Dieses Schreiben lassen Sie sofort an seine Adresse befördern. Wenn ich läute, schicken Sie den jungen Sturm ins Cabinet.“

Der Buchhalter entfernte sich, auf einen Wink Theos blieb Müller zurück.

„Ich werde die meisten Leute entlassen müssen,“ sagte Theo, „Sie und der Buchhalter genügen, die Correspondenz übernehme ich selbst. Die oberen Etagen des Hauses werden vermietet, das überflüssige Mobilair verkaufe ich. Die Bilanz, die ich in vergangener Nacht gezogen habe, ist nicht so hoffnungslos, wie die, welche Sie mir vorlegten, ich vermute, daß Wendstern absichtlich die Lage so trostlos dargestellt hat, um meinem Vater die letzte Hoffnung zu rauben.“

„Ich vermag darüber nichts zu sagen, Herr Wendstern besaß das volle Vertrauen des Herrn Commerzienraths, und was diese beiden Herren mit einander verhandelten, blieb uns stets ein Geheimniß. Wohl oder glaube ich bemerkt zu haben, daß der Procurist in den letzten Tagen nicht mehr so fest in der Gunst Ihres Vaters stand.“

Theo hatte an der Glockenschnur gezogen, er legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder.

„Wir wollen nun das andere Räthsel zu lösen suchen,“ jagte er mit gedämpfter Stimme; „bleiben Sie, ich wünsche,

daß Sie meiner Unterredung mit dem jungen Sturm beiwohnen.“

David trat gleich darauf ein, mit scheinbar unbefangener Miene erwartete er die Befehle Theos.

„Ich habe Ihnen verschiedene Aufträge zu geben,“ nahm der Letztere das Wort, „Sie haben wohl ein Notizbuch in der Tasche?“

„Gewiß, Herr Widenbruch,“ erwiderte David, „der die Falle nicht ahnte und sich beichte das Buch hervorzuholen.“

Theo, der eben an ihm vorbeisah, sah die Banknoten sofort, er nahm ihm das Buch aus der Hand.

„Sie waren früher häufig oben — in meiner Privatwohnung?“ fragte er. „Sie wohnen ja in diesem Hause und meine Wohnung war stets unverschlossen — sagen Sie mir die Wahrheit!“

David blickte voll Bestürzung starr auf die Banknoten, die sich bereits in den Händen des jungen Herrn befanden, im nächsten Moment stieg ihm das Blut heiß in die Stirne.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,“ erwiderte er, „ich war nur dann in Ihrer Wohnung, wenn der Herr Commerzienrath mich mit einem Auftrage zu Ihnen schickte. Das Geld ist mein Eigenthum.“

„Und wie haben Sie dasselbe erworben?“ unterbrach Theo ihn mit scharfer Betonung. „Ich will es Ihnen sagen! Sie nahmen die Kassenschlüssel aus meinem unverschlossenen Secretär und stahlen dieses Geld aus unserer Kasse. Nicht mein Better Hugo Widenbruch beging diesen Diebstahl, Sie sind der Thäter! Gestehen Sie augenblicklich! Sie können eine so große Summe nicht auf ehrlichem Wege erworben haben!“

„So beweisen Sie mir den Diebstahl!“ braute David auf, den diese directe und gänzlich unerwartete Anlage in hellen Zorn versetzte. „Ich bin immer ehrlich gewesen —“

„Das bestritte ich,“ fiel der Kassirer ihm in die Rede. „Sie haben früher schon kleine Beträge aus der Ihnen anvertrauten Portofasse unterschlagen, wäre Herr Wendstern nicht aus mir unbekanntem Gründen Ihr Beschützer gewesen, so hätten Sie längst dieses Haus verlassen müssen. Wer den Pfennig stiehlt, der läßt auch den Thaler nicht liegen, wenn er ihn unbemerkt fortnehmen kann, also gestehen Sie die Wahrheit!“

„Wer hat Ihnen das Alles gesagt?“ fragte David spöttlich. „Wenn Herr Wendstern geplaudert hat —“

„Geben Sie ohne lange Umschweife Antwort!“ schritt Theo ihm das Wort ab. „Ich habe weder Zeit noch Lust, mich über diese Angelegenheit lange mit Ihnen zu unterhalten, ich werde Ihren Vater und die Polizei rufen lassen, wenn Sie sich in nicht befriedigender Weise über den Erwerb dieses Geldes erklären!“

Er hatte schon die Hand nach der Glockenschnur ausgestreckt, seine entschlossene Miene ließ erkennen, daß er seinen Worten die That folgen lassen wollte; unter diesen Verhältnissen hielt David es für rathsam, mit der Wahrheit herauszurufen.

„Lassen Sie das,“ sagte er trotzig, „ich habe keinen Grund, Ihnen die Wahrheit zu verheimlichen. Nicht ich habe damals das Geld gestohlen, Herr Wendstern that es. Vor einigen Tagen fand ich ihn Abends vor dem offenen Geldschrank, er war nicht vorständig genug gewesen, ich stand hinter ihm, ehe er mich bemerkte. Sein Erschrecken bewies seine Schuld, ich schleuberte ihm die Anlage in's Gesicht, und er konnte nicht leugnen, daß er die Schlüssel besaß, die Ihnen gestohlen worden waren. Das ist die Wahrheit und ebenso wahr ist es, daß er mir dieses Geld geschenkt hat, um meine Verschwiegenheit zu erkaufen.“

„Es liegt nichts Unwahrscheinliches in dieser Erklärung,“ erwiderte der Kassirer auf den fragenden Blick Theos, „Herr Wendstern war ein leidenschaftlicher Hazardspieler und stark verschuldet. Er wußte ja auch, daß Sie die Schlüssel be-

fassen, er konnte unter irgend einem Vorwande Ihre Wohnung betreten, so oft es ihm beliebte, und er durfte überzeugt sein, daß nach der That auf ihn kein Verdacht fallen würde.“

„Und Sie haben geschwiegen, trotzdem sie wußten, daß Herr Hugo Widenbruch schullos in Untersuchungshaft saß?“ wandte Theo sich unwillig zu David. „Sie hätten unverzüglich Ihre Entdeckung meinem Vater berichten müssen, der spätere Kassenraub und die Flucht Wendsterns wären dadurch vereitelt worden.“

„Ich hatte davon keine Ahnung,“ warf David achselzuckend ein.

„Sind Sie bereit, Ihre Erklärung sofort vor dem Untersuchungsrichter zu wiederholen?“

„Werde ich das Geld dann zurückerhalten.“

„Nein, so großmüthig bin ich nicht, daß ich Ihnen schenke, was mir gestohlen worden ist. Ihre große Pfllichtverletzung und Ihren Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl zu belohnen, sehe ich mich nicht veranlaßt.“

Der Eintritt eines Polizei-Commissars brach die Unterredung ab, er hatte bezüglich des plötzlichen Todes des Commerzienrathes einige Fragen an Theo zu richten.

„Und nun bitte ich Sie, diesen jungen Mann unverzüglich dem Untersuchungsrichter vorzuführen,“ sagte Theo, auf David deutend, nachdem seine Angelegenheit erledigt war, „er hat dort wichtige Aussagen zu machen bezüglich des Kassendiebstahls, der vor einem Jahre hier verübt worden ist.“

David wollte gegen die Begleitung des Beamten Protest erheben, er werde den Weg zum Untersuchungsrichter schon allein finden, meinte er. Aber für Theo war die Angelegenheit zu wichtig, als daß er dem guten Willen des jungen Mannes ihre Erledigung hätte überlassen mögen. Er berichtete dem Commissar die Aussagen, die David gemacht hatte, und bat ihn, sie auch dem Untersuchungsrichter mitzutheilen und in seinem Namen die sofortige Freilassung des schullos Angeklagten zu beantragen, und da der Beamte nun sehr energisch auftrat, so mußte David wohl oder übel sich bequemen, ihn zu begleiten, während sein Geld in den Händen Theos zurückblieb.

Als er in das Bureau des Richters hineintreten wollte, kam Karoline heraus, ihre bleichen Wangen und verweinten Augen verriethen ihm sofort, daß der verabredete Plan misslungen war.

Er wollte eine Frage an sie richten, aber der Beamte, der das Mädchen begleitete, trat zwischen die Beiden und erklärte, keine Unterhaltung dulden zu dürfen.

Dem Untersuchungsrichter hatte er kaum seinen Namen genannt, als er auch schon erfuhr, daß er von Karoline verarrestet worden war.

Bertram Bauerband hatte am Morgen dieses Tages eine namhafte Geldsumme vernichtet, sie war in Besitz der Jose gefunden worden, die daraufhin verhaftet wurde. Und Karoline hatte, um die eigene Schuld abzuschwächen und wohl auch durch die Fragen des Richters in die Enge getrieben, verarrestet, daß sie zu dieser That durch ihren Verlobten verleitet worden war.

David leugnete, aber der Richter schenkte ihm keinen Glauben, er trieb auch ihn in die Enge und fragte so lange, bis er Alles wußte, was er zu erfahren wünschte.

Beschuldigt, Karoline zum Diebstahl verleitet und an den Untersuchungen Wendsterns sich theilhaftig zu haben, wurde David Sturm verhaftet und in's Gefängniß abgeführt.

Einige Stunden später, als der Abend schon dämmerte, wurde Hugo aus der Untersuchungshaft entlassen; der Richter hatte ihm vorher die Aussagen Davids berichtet.

Hugo trat mit finst'rer Miene aus dem Gerichtsgebäude auf die Straße hinaus.

Daß der Commerzienrath plötzlich gestorben war und der Ausbruch des Falliments nahe bevorstand, hatte der Richter ihm ebenfalls gesagt. Was nun? Er besaß keinen

Pfennig mehr und er wußte nicht, wo er ein Obdach für die Nacht suchen sollte.

Während er langsam durch die Straßen schlenderte und hier und da vor einem Schaufenster stehen blieb, dachte er einmal an seinen Onkel, den Vater, aber die Erinnerung daran, daß dieser Mann sich während der langen Untersuchung niemals um ihn bekümmert hatte, schredete ihn zurück. Um Almosen wollte er lieber bei fremden Leuten als bei Verwandten betteln.

An Bertram Bauerband, den einstigen Freund seines Vaters, durfte er sich nun auch nicht wenden; wie innig Bertha ihn noch immer liebte, wußte er nicht, er hatte trotz seiner zehnten Erfahrungen genug gesammelt, um den Glauben hegen zu dürfen, daß sie ihn längst vergessen habe.

So gelangte er auch in die Straße, wo das Haus des Commerzienrathes lag. Er wußte, daß Theo lange abwesend und erst gestern wieder zurückgekehrt war, und daß er hauptsächlich ihm seine Vereiung verdante. War es da nicht recht und billig, daß er hineinging und seinen Dank aussprach?

Eine Unterstufung erwartete er von dem Vetter nicht. Theo hatte ja nun selbst nichts mehr; wenn er in dem Hause nur ein Obdach für die Nacht fand; was es dann morgen gab, mußte er abwarten.

Er zog an der Glocke, Daniel öffnete und empfing ihn nichts weniger als freundlich und wohlwollend.

In den Bureau's wurde noch gearbeitet, aus dem Kassenzimmer drangen laute zornige Stimmen auf den Flur heraus.

Der junge Herr war im Cabinet, unangemeldet trat Hugo ein.

Theo erhob sich bei seinem Anblick rasch von seinem Sejjel und reichte ihm beide Hände.

„Hat man Dich erst jetzt entlassen?“ fragte er bewegt.

„Ich erwarte Dich schon seit Wäittag, die Besorgniß stieg in mir auf, Du könntest Deinen Haß gegen meinen Vater nun auch auf mich übertragen haben. Was geschehen ist, das läßt sich nicht ungeschehen machen,“ fuhr er mit einem schmerzlichen Zuden der Mundwinkel fort; „wenn Deine Schullosigkeit nicht früher an den Tag kam —“

„Lassen wir das,“ unterbrach Hugo ihn mit einem kräftigen Handdruck, „ich weiß, was Du für mich gethan hast und die ungerechte Haß kann ja meiner Ehre nicht schaden. Dich hat das Schicksal noch schwerer heimgesucht.“

„Schwerer, als Du glaubst!“

„So ist Alles hier zu Ende?“

„Vielleicht. Die Gläubiger waren heute hier versammelt, ich habe ihnen meinen Geschäftsplan vorlegen lassen, dem einzigen von dem ich noch Heil für sie und für mich erwarten darf. Die meisten von ihnen nehmen ihn mit Mißtrauen auf, sie haben mit gerichtlicher Klage gedroht, wollen morgen ihre Entscheidung treffen, und fällt diese gegen mich aus, dann darf ich getrost zum Wanderflabe greifen und arm wie ein Hieb in die Fremde hinauspilgern. Aber das ist das Schwerste noch nicht, ich habe genug gelernt, um mich durchschlagen zu können; schwerer ist der Schlag, der die Ehre trifft.“

Hugo hatte sich in einen Sejjel niedergelassen, es lag ein Ton in der Stimme seines Freundes, der ihn erschütterte.

„Deine Ehre wird nicht berührt,“ sagte er beruhigend.

„Dir darf Niemand einen Vorwurf machen.“

„Ist die Ehre meines Vaters nicht auch die meine? Kann es mir gleichgiltig sein, wenn man ihn einen Schurken nennt?“

„Na na, so schlimm ist es doch auch nicht. Dein Vater hat sich allerdings eines unverzeihlichen Verdictnisses schuldig gemacht, aber der Schurke ist doch der durchgebrannte Procurent.“

Mit einem tiefen Seufzer nahm Theo ein Buch aus der Schublade des Schreibtisches.

„Ich darf es Dir nicht verheimlichen, denn Recht muß Recht bleiben“, sagte er, „hier sind die Beweise, daß Deine Anklage gegen meinen Vater begründet war. Wißt Du Gebrauch von ihnen machen, so kann ich es Dir nicht verwehren, Du magst ja darin die einzige Genugthuung sehen, die Dir jetzt noch bleibt. Aber was du auch thun magst, die Versicherung gebe ich Dir, daß ich im Laufe der Zeit Dir das unterschlagene Vermögen auf Heller und Pfennig zurückzahlen werde.“

Der Blick Hugos ruhte mit einem ersten, sinnenden Ausdruck auf den Blättern, die das Conto seines Vaters enthielten, ein herber Zug umzuckte seine Lippen.

„Wenn dieses Buch noch zu Lebzeiten Deines Vaters in meine Hände gefallen wäre, dann hätte ich öffentlich ohne Rücksicht und Schonung meine Rechte geltend gemacht“, brach er nach einer geruamen Weile das Schweigen. „Mit dem Toden habe ich nichts zu schaffen und von der Rückzahlung des Geldes kann einstweilen keine Rede sein. Hier ist das Buch, lege es wieder fort und denke nicht weiter daran, Du hast ohnehin Sorgen genug.“

„Ich danke Dir“, erwiderte Theo, ihm die Hand reichend, „ich hoffe allerdings, daß Du so reden und auf Deine Rechte verzichten wirst, aber mit Sicherheit hatte ich es nicht erwartet. Ich werde Dir das Geld verginsen und Dir die Rechte eines bedrängten Gläubigers einräumen.“

„Ich überlasse das Alles Dir“, sagte Hugo ruhig.

„Verzichten kann ich leider nicht auf das Geld, denn ich bin ein armer Teufel.“

„Hast Du in Bezug auf Deine Zukunft einen Plan entworfen?“

„Nein, wie hätte ich das in der Untersuchungshaft gekonnt! Ein Engagement finde ich nun auch nicht mehr, weil die Theaterfaction längst begonnen hat. Der Schneiderbaron hat mir damals die Thür gewiesen, und seine Tochter wird mich wohl vergessen haben.“

„So bleib“ bei mir, bis Du ein besseres Unterkommen gefunden hast.“

„Ich nehme das an, und noch lieber wäre es mir, wenn Du mich auch beschäftigen könntest. Ich kann Briefe schreiben und Ausgänge besorgen, und — ah da kommt mir ein vortrefflicher Gedanke! Gib mir eine Liste Deiner Gläubiger und theile mir die Vorschläge mit, die Du ihnen machen willst, ich werde sie besuchen und meine ganze Verebfähigkeit aufbieten, um sie Dir günstig zu stimmen.“

Theo wies im ersten Augenblick diesen Vorschlag zurück, von dem er sich durchaus keinen Erfolg versprach, aber als der Kassirer ihm nun die Mittelstellung machte, daß die beiden Haupt-Creditoren sich entschieden geweigert hätten auf einen Vergleich einzugehen, wurde der Beschluß gefaßt, daß Hugo bei ihnen sein Glück versuchen solle; ebenjo wurde die angebotene Hilfe im Geschäft nach einigen Zögern angenommen.

(Schluß folgt.)

Hermann Settegast.

(Mit Portrait.)



Seitdem in der deutschen Landwirtschaft sich die Nothwendigkeit einer veränderten Behandlung, und zwar nach der wissenschaftlichen Seite hin, gebieterisch geltend gemacht, haben die Leiter aller wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gesamtgebiete der Landwirtschaft erhöhte Bedeutung gewonnen. Ihren Forschungen, ihren praktischen Experimenten, ihrem eudæmonen Fleiße ist großentheils der Aufschwung zu verdanken, den in den letzten Jahrzehnten die Landwirtschaft genommen hat.

Zu den Korympben der deutschen Landwirtschaft gehört nun der Mann, dessen Portrait aus der schließlichen Zeit wir hier mittheilen: Geheimrer Regierungsrath Professor Dr. Settegast, Director der königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin; er war früher viele Jahre an der Spitze der Landwirtschaftsakademie zu Prossa, da ihm ihre Vererbung verbandt.

Welche hohe Bedeutung die unter Settegast stehende königliche Landwirtschaftliche Hochschule hat, erhellt aus deren Programm für das Winter-Semester 1884—85, welches wir hierunter mittheilen:

- 1) Landwirtschaft, Fortwitschaft und Gartenbau: Geheimrer Regierungsrath Professor Dr. Settegast, Professor Dr. Drth, Oekonomierath Dr. Franke, von Canstein, Dr. Groß, Dr. Hartmann, Fortwitscher Krieger, Dr. Lehmann, Universitätsgärtner Lindenbath, Benno Martin, Ingenieur Schotte.
- 2) Naturwissenschaften: a. Botanik und Pflanzenphysiologie: Professor Dr. Kny, Professor Dr. Franz, Professor Dr. Wittmad, b. Chemie und Technologie: Geheimrer Regierungsrath Professor Dr. Landolt, Dr. Degener, Professor Dr. Delbrück; c. Mineralogie, Geologie und Orogenie: Professor Dr. Gruner; d. Pflanzl.: Professor Dr. Wbrstein; e. Zoologie und Thierphysiologie: Professor Dr. Rehring, Dr. Karst, Professor Dr. Junb.
- 3) Staats- und Rechtswissenschaft: Professor Dr. Schmöller, Kammergerichtsrath Rejninger.

- 4) Veterinärkunde: Professor Dr. Diederichs, Ober-Medizinal Rüttner, Professor Müller.
- 5) Culturtechnik, Meliorationswesen und Baukunde: Meliorations-Bauinspector Böbler, Professor Schlichting.
- 6) Beobacht- und Rathemat.: Professor Dr. Bogler, Professor Dr. Wbrstein, Oberlehrer Dr. Reichel.

Hermann Settegast ist am 30. April 1819 in Königsberg i. Pr. als Sohn des Calculators am dortigen Commerc- und Admiraltäts-Gericht geboren. In der Vaterstadt erhielt er seine Gymnasialbildung. Der von früh auf begabten, durch vielfachen Kufenhalt auf dem von mehreren seiner Verwandten bewirtschafteten geraden Lande-ten am gewordnen Vorleser für die Landwirtschaft folgends, wählte er sich die als Lebensberuf und trat 1835 als Lehrling auf den Gütern des Herrn von Farenfeld-Ringerapp ein, wo er, von den ersten Elementen aufsteigend, zuletzt Verwalter des Hauptgutes Ringerapp wurde.

Daß dieser Wirkungskreis entscheidend und maßgebend für sein ganzes späteres Leben gewesen ist, und zu welchem Danke er sich gegen die Familie Farenfeld, besonders gegen deren Oberhaupt, verpflichtet fühlte, hat er in mehreren seiner Werke mit Vieles ausgesprochen, wie namentlich die Vorrede zur 3. Auflage seiner „Thierzucht“ und der „Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Thierzucht“ (Einleitung zum 1. Bande des „Deutschen Herdbuches“) werthvolle Lichter auf diese Periode seines sowohl sachmännlichen wie persönlichen Bildungsganges werfen. An ersterer Stelle sagt er: „Ich kann der Vorsehung nicht genug danken, daß sie mich in diese Stellung führte, wo ich nicht nur Gelegenheit erhielt, mit eine umfangende praktische landwirtschastliche Ausbildung zu verschaffen und zuletzt im selbstständigen Wirkungskreise die Kräfte zu üben, sondern wo ich zugleich eine humanistische Bildung genoß, die meiner ganzen späteren Deut- und Handlungsweise als Grundlage diente. Nur Derjenige, welchem das Glück zu Theil geworden ist, der Familie Farenfeld näher zu treten und den Zauber des Umganges mit dem Haupt derselben, dem liberalen Patriarchen, auf sich einwirken zu lassen, vermag den Einfluß zu erfassen, den dieser mit den seltensten Eigenschaften des Gemüthes und des Geistes ausgestattete Mann in seiner stillen Reinheit, herzgewinnenden Güte und echten Humanität auf jedes unvorberathene Gemüth auszuüben nie verhehrt.“

Nach neun Jahren praktischer Thätigkeit drängte es Settegast zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, er bezog deshalb die Universität Berlin, in ihm Herr von Farenfeld dadurch erleichtert, daß er ihm durch seine Empfehlung beim Landes-Oekonom-Collegium ein Stipendium vom Ministerium, sowie vom landwirtschastlichen Centralverein für Vuttauen eine mehrjährige Beihilfe verschaffte. In Berlin war es namentlich Professor Dr. Magnus, der den strebsamen jungen Mann wesentlich förderte, ihn auch mit dem Nestor deutscher Landwirtschaft, Koppe, bekannt machte, dessen anregender Freundschaft er sich bis zu Koppes Tode erfreut hat. Als Settegast später die Akademie Jöhensheim bezog, gewann er bald die Zuneigung der Professoren Siemens, Fleischer und des Directors von Pabst. Bei seinem Abgange von dort empfing er nach „vorzüglich bestandenen“ Examen als besondere Anerkennung die königliche Medaille „ingenio et studio“. Zur Fortsetzung seiner Universitätsstudien nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er bald darauf durch Koppes Empfehlung den Ruf als Administrator und Lehrer an die neugegründete Akademie Prossa und hiermit, mit dem Betreten schließlichen Wohnens, beginnt sein so außerordentlich lehrreiches öffentliches Wirken, dem er noch heute mit voller Thätigkeit sich widmet. Welche Liebe und Anhänglichkeit er sich unter allen Berufs-genossen, Collegen und Schülern erworben hatte, zeigte sich in fast rührender Weise, als er nach eilfjährigen Wirken im Jahre 1858 als Vberreiter des Landwirtschaftlichen Central-Vereins für Ostpreußen zum Director der neu zu gründenden Akademie in Walbau ernannt wurde; einer Schöpfung, die aus seiner Hand (mit den Worten des

Vereinspräsidenten Richter-Schrelladen am Eröffnungstage im Herbst gedachten Jahres zu reden „nicht wie ein neugeborenes Kind, sondern fertig, gleichsam wie eine kopsgeborene Minerva,“ mit scharfen und raschem Blicke in's Leben trat. Auch ihm aber war die Trennung von Proskau außerordentlich schwer gefallen, und als dort der Director Proskau zurückzuführen. Wie wirkungsvoll und anregend seine fünfjährige Thätigkeit in Waldau gewesen, geht aus der Frequenz derselbst seit Sept. 60 bis 70 Studierende betrug, nach seinem Abgange aber so sank, daß die Akademie als solche geschlossen wurde. In gleicher Weise hob sich sofort wieder der Besuch in Proskau, dessen Jubelzähl seit Settegaß's Amtsantritt, von 36 anstiegt, stets zwischen 70 und 120 betrug.

Trotz einem alle Disziplin der Landwirtschaft umfassen den Bissen, hat Settegaß doch vorzüglich seine Aufmerksamkeit, namentlich seine schriftstellerische Thätigkeit, und der Thierzucht und der Fütterungslehre zugewandt, die unstrittig bei dem allgemeinen Fortschritt in der Landwirtschaft bis dahin am meisten zurückgeblieben waren und erst durch ihn neuen Forttrieb erhalten haben. Seine nach dieser Richtung aufgestellten Theorien sind epochemachend, und wenn er selbstredend, wie dies das Schicksal jedes Vorkämpfers einer neuen Idee ist, auch mancherlei Anfeindungen erfahren mußte, die Zahl seiner Anhänger und Freunde, die seine Lehren praktisch verbreiten und verbreiten, ist so überwiegend, daß er nicht zu sagen brauchte, und er vergalt nicht Gleiches mit Gleichem, denn er war ein früherer Verbreiter der Stoff-Gesetz-Lehre Liebig's, dessen die landwirtschaftlichen Vorkämpfer bekanntlich sehr scharf mitnehmendes Urtheil über Settegaß's Willen und Persönlichkeit faßt machte; beide Männer haben sich zusammengefunden und sind bis zu des großen Chemikers Tode herzuhandelt geblieben.

Welche Anstalten Settegaß in Beziehung auf die Wirtschaftssysteme und die Ernährung der Pflanzen vertritt, darüber gibt uns die Einleitung der „Thierzucht“ Aufschluß. Nichts ist ihm so sehr an dem Viehischen Leben angehängen. Die „Stoffwechselwirtschaft“ ist es, welche nach Settegaß die Fruchtwechselwirtschaft zu verdrängen im Begriffe steht, und „es liegt zu erhoffen, daß dies System in allen Culturländern zum Wohle der Landwirtschaft, zum Wohle der Menschheit bald zum herrschenden werden wird.“ So ward der ein Prophet der Liebig'schen Lehre, welcher zur Zahl der von Liebig früher Verurtheilten Angehörte. Settegaß hat freilich der gegen die landwirtschaftliche Akademien im Allgemeinen geschleuderte Banntirade nie persönlich getroffen; wie wäre das auch möglich gewesen, da er in einer seiner Reden sagt: „Ich habe es mir zur Lebensaufgabe gemacht, Liebig's Lehre in's

Leben einzuführen.“ An dieser Aufgabe hat er fortwährend und mit unverkennbarem Erfolge gearbeitet. Ein Brief Liebig's giebt nicht allein davon Kunde, wie Liebig's Größe, wie Liebig's Würde und Bescheidenheit gepaart war, sondern es spricht sich darin auch die lebendige Theilnahme aus, mit der dieser immense Geist bis in sein hohes Alter den Fortschritten der Landwirtschaft gefolgt ist. „Seit längem habe ich kein Buch mit einer so großen Beschäftigung aus der Hand gelegt, als Ihre „Thierzucht“; zum ersten Male hatte ich das Gefühl der Ueberzeugung, daß in der Landwirtschaft das Handwerk wirklich seinen Boden verloren habe und daß die wahren Grundlagen des Fortschrittes des Feldbaues und der Thierzucht für immer gewonnen seien. Es spricht nicht mehr die frühere beschränkte Landwirtschaft und Thierzucht, der nach seinem Betriete den alle anderen Landwirthe und nach seinem Boden den aller Feldgüter beurttheilt, sondern ein denkender, tief eindringender, logischer Geist spricht darin zu den besten Menschen in einer bemerkerungswürdigen und klaren Sprache, die den Leser festhält und nicht mehr losläßt. Wenn ich auch einer der Ersten gewesen sein mag, der den Erwerb der Naturwissenschaften im landwirtschaftlichen Gebiete zur Geltung zu bringen bemüht war, so war dies Alles doch die „Landwirtschaft“ nicht, deren neue Wera erst mit Ihrem Buche beginnt; es ist seit 28 Jahren das erste Werk, welches mit der alten Zeit vollständig abschließt. Davor uns waren, haben das Ihrige gethan, laßt uns — dies spricht aus jeder Zeile Ihres Werkes — für den



Settegaß

modernen Fortschritt das Unerreichte thun. Sie befehlen das Alte, so weit es gut war, und den praktischen Betrieb mit dem neuen Standpunkte in wirksamer Weise zu fördern und geben zu machen, wie wir denn mit der Vergangenheit in unaussprechbarer Weise verknüpft sind. Ich kenne jetzt kein Werk, in welchem das Verhältniß der Thierzucht zum Feldbau und der naturgemäße Zusammenhang beider gleich eindringlich und klar auseinandergesetzt und erläutert ist wie in dem Ihrigen; ich bin gewiß, daß seine Wirkung groß und nachhaltig sein wird.“

Settegaß's Werk „Die Thierzucht“ hat denn auch bahnbrechend gewirkt und, in die verschiedenen Sprachen übersetzt, dem Verfasser einen internationalen Ruf verschafft. Die „Fütterungslehre“ bildete früher einen integrierenden Bestandteil des großen systematischen Werkes, dessen I. Auflage 1868 erschien; später ist sie getrennt und in voller landwirtschaftlicher Bearbeitung. Sie reicht sich dem Besten an, was unsere landwirtschaftliche Literatur in dieser Richtung aufzuweisen hat. Der Autor beugt darin die neueren Forschungsergebnisse, um eine wahrhaft rationelle, auf wissenschaftlichem Grunde beruhende Anleitung zur zweckmäßigen Ernährung der Hausthiere zu geben; er führt diese letztere

zurück einerseits auf die Kenntnis des tierischen Organismus und der verschiedenen Functionen des Körpers, andererseits auf die chemisch-physiologischen Beziehungen der einzelnen Futterstoffe, und die in Futtermitteln in Einklang gebracht wüßten mit den verschiedenen Zugweiden, welchen die Thiere zu dienen haben.

Als Setztag noch in Beccala wirkte, nahm er in der landwirthschaftlichen Unterrichtsfrage: ob isolirte, selbstständige Academie oder landwirthschaftliches Unterrichts-Institut? eine vermittelnde Stellung ein. Er verneinte zwar, daß die Gründung landwirthschaftlicher Unterrichts-Institute „eine Noth“ in der gefunden Entwicklung des höheren landwirthschaftlichen Unterrichts bedeute, und beides in seiner Arbeit: „Der landwirthschaftliche Unterricht“, daß zwischen einer gut organisirten und richtig ausgestatteten, selbständigen landwirthschaftlichen Academie und einem zur vollen Ausgestaltung gelangten landwirthschaftlichen Universitäts-Institute kein wesentlicher, am wenigsten ein principieller Unterschied bestehe, aber er erkante willig die Berechtigung des letzteren an. „Reiche Mittel und ausgiebige Zeit zur Vorbereitung für mächtigen Wirkungskreis, für weite Welt und breites Leben“, in ihnen liegt die Empfehlung des Universitäts-Institutes; durch weises Abwägen gebotener Beschaffenheit nach Zeit und Ziel, erste Befolgung der directen Zwecke, die der Beschäftigung mit der Landwirthschaft zu Grunde liegen, sie gebieten, der Academie den Vorzug zu geben. Diese wird auch dafür sorgen, daß der Berufsteller nicht den Grund zum verächtlichen Erwerbsstudiummuss legt.“ Das waren die Worte, durch welche Setztag seinen Standpunkt in der Unterrichtsfrage kennzeichnete. Der V. Congress deutscher Landwirthe, welcher im Februar 1874 in Berlin tagte, nahm zur Frage über die Verbindung der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten mit Universitäten die von Setztag aufgestellten Resolutions mit großer Majorität an: „Die selbständige, d. h. von der Universität unabhängige landwirthschaftliche Hochschule (Academie) ist für die überwiegende Zahl subvidirender Landwirtschaft unentbehrlich.“

Es hat sich nun gezeigt, daß er selbst an die Spitze der ersten landwirthschaftlichen Hochschule gestellt worden ist.

Die Anwartschaft, welche Setztag auf die subvidirende Jugend ausübte, und die Bekanntheit und Verehrung, welche ihm alle seine früheren Schüler einbrachten, erklären sich leicht für Denjenigen, welcher den bedeutendsten Mann näher zu treten Gelegenheit hatte. Selten verband sich in solchem Maße eine große Auffassung der hohen Aufgaben und Ziele des Lebens mit wahrer Humanität, selten eine größere

Beurtheilung mit persönlicher Lebenswürdigkeit und Leichtigkeit im Verkehr wie in der Unterhaltung. Dazu besaß Setztag in hohem Grade die Eigenschaften, welche einen bedeutenden Nebenbarn ausmachen: Gehaltsreichthum, Abundanz, logische Schärfe und glänzende Diction. Mit dialektischer Bewandlung wußte er einen Gegenstand oberflächlich zu erfassen und, indem er ihn leicht für den Redner größer ist, oder der Lehrer? es klarheit darzulegen. Ob der Redner sicher nicht es wenige Rathgeber, von denen herab klarer, glänzender und anregendere Vorträge gehalten werden, als von dem feintigen. Denn man die Landwirthschaft als rational-empirische Wissenschaft bezeichnen mag, so hat Setztag beiden Grundrichtungen in entsprechender Weise Rechnung getragen; mit der genauen Kenntnis der Naturwissenschaften und der allgemeinen wirthschaftlichen Gesetze vereinigte sich bei ihm die specielle Kenntnis der landwirthschaftlichen Praxis. Bei Erlangung dieser Kenntnis haben ihm alle unter seine Leitung gestellten Wüter, aber nicht nur diese, sondern alle Theile Deutschlands, sowie England, Frankreich und Holland, ein ausgiebiges Beobachtungsmaterial liefern müssen. Wissenschaftliche Studien und eigene Erfahrungen haben den Mann herangebildet, den wir mit Stolz zu unsern besten Landwirthen zählen. Als solchen schätzte ihn auch die große Mehrzahl Deutscher, welche ihn nur aus seinen Schriften kennen.

In seiner äußeren Ehrenstellung ließ Setztag vom „Defonomie-rath“ zum „königlichen Landesöconomierrath“, dann zum „Geheimen Regierungsrath“, die Universität Breslau ernannte ihn 1869 zum Doctor philos. honoris causa.

Vermann Setztag ist literarisch sehr thätig gewesen, er schrieb unter Anderm: „Anleitung zur Wirthschaftsführung auf größeren Landgütern“ (1848). „Eine landwirthschaftliche Reise durch England“ (1852, 2. Aufl.). „Der Betrieb der Landwirthschaft in Preußen und die höhere landwirthschaftliche Bekanntheit in Preußen“ (1856). „Alte Erbsitzung und Neutheilung“ (1861). „Die landwirthschaftliche Academie in Preußen“ (1864). „Deutsches Viehwach, in Verbindung mit H. Koller herausgegeben“ (3 Bände), „Welche Richtung ist der Schaafzucht Norddeutschlands der Concurrenz des Auslandes gegenüber zu geben?“ (1869). „Aufgaben und Leistungen der modernen Viehzucht“ (1870). „25 Jahre Fortschritt auf dem Gebiete der Landwirthschaft“ (1872). „Die landwirthschaftliche Fütterungslehre“ (1872). „Die Viehzucht“ (1872). „Der landwirthschaftliche Unterricht“ (1873) und vieles Andere.

Des Kaisers Lustort.

Bekanntlich pflegt unser christlicher Kaiser jedes Jahr eine Zeitlang in dem Inselfloß Mainau, dem Großherzog von Baden gehörig, zubringen und im letzten Jahr nahm auch Ihre Majestät die Kaiserin einen Aufenthalt auf der Insel. Schon um desswillen daß dieses liebliche Stück Erde ein eignes Interesse gewonnen. Wir theilen deshalb eine reizvolle Schilderung der Insel mit, die wir in der „Pöfener Zeitung“ finden.

In demjenigen Theile des Bodensees, welcher sich nach Ludwigshafen zu von dem eine einzige ungetheilte Wasserfläche bildenden Obersee abzwiegt und nach dem Städtchen Ueberlingen genannt wird, liegt der alte Stabt Meerburg gegenüber die Insel Mainau. Malerisch erhebt sich dieselbe aus den blauen Fluthen. Der nach dem See zu sich abfallende Abhang wird von prächtigen Baumgruppen überschattet, die wieder von dem Schlosse Mainau, dessen Hauptfront nach dieser Seite gerichtet ist, überragt werden. Hier verlebte die großherzoglich badische Familie einen großen Theil des Sommers und hier empfängt dieselbe alljährlich im Juli den Besuch des deutschen Kaisers, der, nachdem er Eins verlassen, bevor er nach Gastein geht, hier im herrliche Festsitz erhebt und Entsch. einen Tag im ungetheilten Weitemensien zu verleben pflegt. Und wahrlich, ein wenigerer Pläzchen wird man schwerlich auf deutschen Boden finden als hier, wo in herrlicher Umgebung, inmitten des Sees, befindet lize ringsum mit reichen Därfen und Städtchen, malerischer Wandfluren und alten Burgen, mit Gärten voll Obst und Wein und prächtigen Wäldern umgeben sind, während im Hintergrunde sich die majestätischen Schneeberge der Alpen erheben, auf die Kunst das Jhrige gethan hat, um einen Fürstenthum von überreicher Nahrung und Wohlthat zu schaffen.

Die Insel Mainau war zuerst im Besitze der Abtei Heidenau und wurde dann 1272 eine Commende des deutschen Ordens, in dessen Besitze sie bis zum Pfalzgrafen Friedrich (1805) blieb. Später ging sie in Privatbesitz über, bis 1853 der damalige Kerpriug, jetzige Großherzog Friedrich von Baden dieselbe käuflich erwarb und sie zu einem immer reizender werdenden Sommerziele umgestaltete.

Das Schloß selbst ist aus röthlichem Sandstein im Stile des vorigen Jahrhunderts — 1746 — erbaut: dasselbe besteht aus einem Mittelbau, dessen Hauptfront nach dem See zu gerichtet ist, an diesen schließen sich rechtsmüßig zwei Seitenflügel, neben dem südlichen liegt die Kirche, deren Fronten sehr mit Glasgemälden geschmückt sind, welche zum Andenken an die silberne Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden von den Städtchen des badischen Landes gestiftet

wurden. Im Schlosse befinden sich namentlich auf den weiten Terrassen eine Menge antikerischer und sonstiger Kunststücke, im lebhaften aber ist die ganze Einrichtung neu, selbstverständlich elegant und geschmackvoll, aber ohne jedwede verschwenderische Pracht; nur der frühere Ordensbau macht einen herrlichen Eindruck. Die innere Einrichtung des Schloßes ist es auch nicht, welche den Besucher fesselt; unwillkürlich schweift der Blick durch die Fenster hinaus in's Freie, sei es in weite Ferne über den See oder in die nächste Nähe zu den wohlgepflegten Gartenanlagen, welche das Schloß rings umgeben. Auf den Terrassen in nächster Nähe desselben befinden sich nämlich neben prächtigen Baumgruppen, aus denen Statuen und Basen hervorblinden, lauter Blumenbeete, welche mit den verschiedenartigsten, köstliche Wohlgeruch verbreitenden Blumen besetzt sind; da findet man prächtige Teppichbeete, baumartige Früchden, Heliotropen, Pelargonien, Begonien, insbesondere aber die Königin der Blumen, die allerliebste Rose. Dieselbe ist in den schönsten und mannigfachen Varietäten und Sorten überaus vorhanden, wobei das Auge nicht, besonders aber auf einer südlich vom Schlosse etwas tiefer als dieses gelegenen, in einer fürnächden Rosenarten umwandelten Terrasse. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von der herrlichen fübrenden Treppe oder der höher gelegenen Terrasse auf die umgährende Menge von Rosenblüthen und Knospen hinabschaut. Neben der Kirche ist ein Drangebain angelegt, dessen Wanne hier in der welchen, sauberen Seeluft, nicht auch schroffe Tempel durch verschel milber, überaus hüpfig gebildet, zumal sie im Winter durch ein Glashaus überdeckt werden und so Jahr aus Jahr ein stets an derselben Stelle bleiben. Von der Kirche des Schloßes gelangt man auf eine frei über den Abhang hinausgebaute, mit Zierpflanzen geschmückte Terrasse, von der aus man einen Blick auf den Ueberlinger See gewinnt.

Da liegt zunächst rechts gegenüber auf Teil aus dem See emporgelagerten Felsen die schon aus der Merovingischen Zeit stammende Stabt Meerburg, deren altes Schloß, nachdem es nachher von den Karolingern, Welfen, Hohenstaufen und später den Wittelsbachern von Konstanz als Wohnsitz gebent und dann an Baden gefallen war, in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts von dem Freiherren von Hatzberg käuflich erworben wurde, der hier in dem alterthümlichen Bau aus seinen reichen archäologischen und wissenschaftlichen Schätzen sich sein Privatmuseum errichtete und ein Stück Mittelalter wieder herbeizubereite, wie er denn auch als „Heinrich Sepp v. Epplshausen“ hier die Besuche der berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit empfing.

Bei ihm verbrachte ihre letzten Lebensjahre und starb auch seine Schwägerin, Amette v. Droste-Hülshoff. Von dem Ritter v. Preyeritz, in dessen Besitz das Schloß später überging, wurde dasselbe geradezu zu einem kulturhistorischen Museum umgeschaffen; leider werden jetzt aber nach dessen Tode die so berühmten und bedeutenden Sammlungen ver-auctionirt und die einzelnen Gegenstände in alle Winde zerstreut.

Weiter nach Unts erblickt man die terrassenförmig aus dem See aufragende alte Reichsstadt Lebering, welche gleichfalls sehr schön gelegen ist und in deren Nähe sich die in den Felsen gehauenen sogenannten Heidenlöcher, wahrcheinlich altsteirische Wohnstätten befinden. Höher hinauf ist Schloß Salem, jetzt markgräflich badische Besizung, und drei Heiligenberge sichtbar, während am nordwestlichen Ende des Sees das alte Sernating, jetzt Ludwigsbafen genant, liegt.

In der weiteren Umgebung des Schloßes herrschen die Parkanlagen vor. Ueberall findet man weite Alleenränder mit wunderbarsten Baumgruppen, überall sieht man auf schattige Ruheplätze mit entzückenden Fernsichten. An den Begen und bei den Schloßgärten sind Felsblöcke aufgestellt, deren Inschriften theils zur Orientirung, theils die Namen der Bäume nennen, theils aber auch auf die legendenkräftigste Ausprüche bekannter Dichter niedergehen. So liest man auf einem derselben die Strophen G. Schwabs:

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schöne,
Mit seinem blauen Auge, demAREN Bodensee,
Mit seinen goldenen Haaren, dem Wolkenhimmel der Auen,
Recht wie ein deutsches Wäldli ist dieses Land zu schauen.

Auf einem andern die wohl eigens für diesen Zweck gedichteten Verse:

Ob Mai, ob Juli und August,
Mainau bedeutet Glück und Lust!
O sei Dir stets beschieden,
So lang der Weibel steht,
Der Hauch von Wotensrieden,
Der heute Dich umwohlt!

Juli 1875. J. B. Schöffel.

Die schönste Aussicht auf den Obersee und die Alpen hat man von dem, „Säntisblide“ genannten Aussichtspunkte. Hier erblickt man geradeaus die gewaltige Sänisgruppe mit ihren eben so schönen wie charakteristischen Formen, und daran schließen sich der Altmann, der hohe Kasten, die Seetaplana, die Rimpaspitze, die Boraroberger und die Allgauer Alpen, während weiter im Vordergrunde die bis hoch hinauf mit schmalen Dörfern und Wäldern, mit Weins- und Obstgärten bedeckten schweizerischen Borallen und Hügelketten sich bis zu dem in den herrlichsten Farbencontrasten schimmernden See hinunterziehen.

Wer einmal bei klarem Wetter dieses Anbild gehabt hat, zumal wenn die untergehende Sonne die Spitzen der Alpen vergoldete oder

der Vollmond sich im See spiegelte, dem wird derselbe für immer unvergesslich bleiben.

Noch ein anderer Ruheplatz von ganz verschiedenartigem Charakter darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn man in der Nähe des Schloßes der der südlichen Seite des oben erwähnten Rosengartens den Abhang etwas hinuntersteigt, gelangt man alsbald zur Kaiser-Wilhelmsbank. Es ist das ein rings von hohen Bäumen umgebenes, überaus hübsches Plätzchen, eine einfache Bank, daneben auf einem Baumstamme die Erbküste des Kaisers, gegenüber in Stein gehauen die Worte:

Deutsches Haus, deutsches Land
Schirme Gott mit starker Hand!

Nings um den obern Theil der Insel zieht sich ein Nebenhang hin, ein entzückender Spaziergang, überall mit Ausblicken auf die herrliche Umgebung, in der sich der See mit Wald und Flur, Städten und Dörfern und den im Hintergrunde aufragenden Alpen in steter Abwechslung zu immer neuen Landschaftsbildern vereinigen. Jenfalls dieses Nebenhangs senkt sich die Insel zu dem See hinab, am flachsten wird sie an der Westseite, wo sich wie von Aileen durchschittene Weidenränder hinziehen bis zu dem schmalen Arme des Sees, der die Insel vom Festlande trennt und der an dieser Stelle überbrückt worden ist.

Was den Besuch der Mainau anbelangt, so erreicht man dieselbe am leichtesten und bequemsten von Konstanz aus mit dem Dampfschiffe, welches täglich mehrere male bei derselben anlegt. Derartige, dessen Zeit sehr beschränkt ist, kann mit dem Dampfschiffe wieder nach Konstanz zurückfahren oder auch seine Fahrt direct fortsetzen, sei es weiter in den Leberlinger See oder über Weersburg in den Obersee nach Freireichshafen, Lindau, Brezgan, Romandorn, Nordach. Was es aber nicht so eilig hat, der scheinbar den oberhalbstündigen Weg nicht und keine zu früh durch den Wald (ein anderer Weg geht der Landstraße entlang) nach Konstanz zurück. Zu diesem Zweck überföhret man die oben erwähnte Brücke, welche die Insel mit dem Festlande verbindet, und gelangt alsbald, überall von Begleitern geleitet, in den Wald, welcher die zwischen dem Leberlinger See und dem Rhein resp. dem Untersee sich hinziehende Landzunge bedeckt.

Bequem angelegte und trefflich unterhaltene schattige Wege führen durch denselben und an geeigneten Stellen laden Ruhebänke, von denen aus man wieder prächtige Durchblicke hat, zur Rast ein. Etwa nach 1/2 Stunde tritt man aus dem Wald hinaus und erblickt nun die unten am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee reizend gelegene Stadt Konstanz mit ihrem herrlichen Münster und sonstigen Kirchen und dahinter die unmittelbar mit der Stadt zusammenhängenden, sich an die das Banorama abschließende Hügelketten malerisch ansehenden schweizerischen Ortshäuser Kreutlingen, Emmishofen und Grieslhofen. Noch weiteren 15 Minuten erreicht man die Ahelebrücke, welche Konstanz mit dem rechten Rheinufer und mit dem deutschen Reiche verbindet. M. Z.

Rußland in Asien.

(Mit Illustrationen.)



Es gehört, bei dem kolossalen Bildungsbedürfnisse unserer Zeit, jedenfalls zu den verdienstvollen Unternehmungen, geographische und ethnographische Kenntnisse über Länder und Völkerschaften zu verbreiten, denen die große Masse der Europäer noch ziemlich fremd gegenüber stehen.

Aus diesem Grunde kam das große illustrierte Werke von der Verlagsanstalt von O. Rechner und Schramm in Leipzig: „Das asiatische Rußland“, geschrieben von Hermann Roskoffsky, (Werungen a. 1. März, als Fortsetzung des Werkes: „Rußland, Land und Leute“), nicht hoch genug gewürdigt werden. Es ist darin eine wahrhaft reiche Fülle literarischer Schätze und ungemün ansehlicher Illustrationen aller Art niedergelegt. Was wir bereits früher bei Beschreibung von: „Rußland, Land und Leute“ besonders betont haben: die ausgezeichnete, von genauerer Kenntniss und eigenem Fleiß gezeigte Art der russisch-asiatischen Schilderungen, das läßt sich auch von diesem asiatischen Theile des hochbedeutenden Werkes im vollsten Maße sagen. Das Werk liest sich so unterhaltend wie die beste Erzählung, und der Bearbeiter hat nichts übersehen, was irgendwie bei der Darstellung der vielen Völkerschaften, die kennen zu lernen es gilt, ihrer politischen und Entwicklungsgeschichte, ihres allgemeinen Lebens und der Beschaffenheit ihrer Heimstätten von Interesse ist.

Die kaukasischen Stämme, von jeher so wichtig für die Entwicklungsgeschichte des Westens, erfahren eine ganz ausführliche Darstellung, von ihrem Ursprunge an bis zu den sichtlichsten, auf beiden Seiten mit aller Härte und Gausamtheit geführten Kämpfen mit der russischen Macht und der schließlichen Unterwerfung aller dieser Stämme.

Au der Hand dieser vorrefflichen Schilderungen gehen wir noch einmal das große Drama durch, dessen Hauptbedeutung der hochempfindende Schamyl vor. Alle früher über dessen Geschichte ergangenen besseren Schriften haben von Verfassern sorgfältige Berücksichtigung gefunden, so daß deren Inhalt oft immer klar mit seiner eigenen Arbeit zusammenfließt. Namentlich sind auch Friedrich Rodmitzsch's „Erinnerungen an

den Kaukasus“, diese herrlichen Darstellungen, mit benutzt, um das Werk zu vervollständigen.

Von Schamyl heißt es unter Andern: „Wenn es galt, seine Mühen zu begeistern, zeigte er sich als gewandter Redner, der die Zuhörer mit sich fortzureißen verstand. „Er sprüht Flammen aus seinen Augen und streut Blumen aus seinem Munde,“ sagte man von ihm. Nichts charakteristischer seine rüchlichste Energie bei Verfolgung seiner Pläne so sehr, wie sein Vorgehen gegen die Boten, welche im Jahre 1843 die Bewohner der Tschetschenja an ihn gesandt hatten, am entweder ausgiebige Unterfertigung gegen die so hart beherrschenden Russen oder die Gefangenschaft zu erlangen, sich zu unterwerfen, da sie allein nicht Anger überleben lassen könnten. Das Manuskript für die Literatur des Auslandes“ brachte seiner Zeit unter dem Titel „Schamyl und seine Mutter“ eine interessante Schilderung dieser Vorgänge. Die Gesandten, welche nicht wagten, mit ihrem Auftrag sich direct an Schamyl zu wenden, hatten sich an seine Mutter gewandt und diese durch ein reiches Gehaltsgeld besogen, die Kermittlerin zu spielen. Schamyl hörte die Worte seiner Mutter an, erklärte jedoch, eine so wichtige Angelegenheit nicht selbst entscheiden zu können, und zog sich in die Wüste zurück, um dort sitzend und fastend abzuwarten, was der Prophet ihm thun werde. Vor der Wüste hatte er auf seinen Befehl das Volk seines Gefährten, aber zwei Tage vergingen und Schamyl erschien noch immer nicht. Erst am Abend des dritten Tages trat er aus der Wüste, bleich, mit rothgewinterten Augen, und unter feierlichem Schweigen der Menge verkündete er den Willen Allahs. „Hier, in Euere Gegenwart, von Euere Mutter unterwirft,“ rief er, „habe ich drei Tage und drei Nächte lang fastend und betend das Verdict des Propheten angesehen. Er hat mich seiner Antwort gewürdigt, aber wöch ein Donnerchlag war wie mich diese Antwort! Nach dem Willen Allahs soll der Erste, der mir den schmadhollen Antrag des Tschetschenwäldes verkündete, mit hundert schweren Weissen leben bestraft werden, und dieser Erste war — ach! — meine Mutter!“

Zu seinen Märdern gewendet, befohl er ihnen, die laut jammernde alte Frau zu binden, und ergreif die Peitsche, um selbst die Strafe an ihr zu vollziehen. Als sie nach dem fünften Hiebe ohnmächtig zusammenbrach, warf er sich über sie und verharrte, wie vom Schmerz überwältigt, in dumpfen Schreien, während die Menge ringsum schluchzend im Grunde für die arme Frau bat. Nun begann eine Comödie, wie sie nur ein so gewandter Schauspieler wie Schamyl auszuführen vermochte. Er sprang plötzlich auf und veränderte mit verkürzter Miene, der Propbet habe ihm gestattet, die übrigen 95 Peitschenhiebe auf sich zunehmen. Seine Kleider abwerfend, befohl er zwei Märdern, ihm die Schläge zu erteilen, mit denen, mit dem Bemühen, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, ihn ja nicht zu tödnen, sondern dorthin auszuführen. Der Befehl wurde vollzogen. Schamyl legte seine Kleider wieder an und gebot dann, die Abgesandten der Tschetschen vorzuführen. Alle Welt erwartete ein furchtbares Strafgericht, und die Abgesandten selbst, welche Reugen der eben geschälverten Szenen gemessen, zweifelten nicht daran, daß sie für die schmachvolle Strafe, welche Schamyl und seine Mutter ihm zuzuwenden geduldet, mit dem Leben büßen müssen. Schamyl aber hob die ihm zu Füßen Fallenden auf und sprach zu ihnen: Kehret zurück zu Euerem Volk und erzählet ihm, als Antwort auf sein unbedachtes Begehren, Alles, was Ihr hier gesehen und gehört!

schah ein, daß ein solcher Fall eintreten könne, und er beschloß daher, einen hülfen Handreich zu versuchen. In der Nacht vom 25. August (6. September) erhielten einige Compagnien des Aufseherischen und des Taghestanischen Regimentes Befehl, den Berg Gumb auf der felsigen Seite zu erklimmen. Ein einziger Mann hätte die beiden Felsenreihen durch welche die Klüften emporspringen, vertheidigen können, aber Schamyl hatte diese Seite des Berges unbesetzt gelassen, da er, wie gesagt, ihre Erleuchtung für unmöglich hielt. Die Klüften erreichten den Gipfel des Berges, trübten die Märdern, auf die sie stiegen,



Feuertreiber in Sahü. (Zelt Seite 811.)

Ueber den Thal Schamyls, bei welchem die letzten Kämpfe geführt wurden, liest man Seite 185: Von dem Gipfel des 7718 Fuß hohen Gumb steigt man über diese Zäher hinweg, zu denen die Felsenwände fast senkrecht abfallen, eine herrliche Aussicht auf das Weistie im nördlichen Daghestan. Wegen Weistie ragt aus dem Steiner der Koffersberg hervor, Tallimier von den Anwohnern genannt, eine groteske Felsenbildung, welche mit ihren senkrechten Wänden lebhaft an den Königsstein, Wollstein und andere Felsen der jähfälligen Schwelz erinnert, jedoch wohl zehnmal größer ist als diese. Wegen Sidn begrenzen die schneebedeckten Gipfel des südlichen Daghestan die Aussicht. Fast senkrecht steigt hier der Gumb in das Thal von Kusjaba und Kusaba ab, nach nur einer schmalen Rinne, wo der Fuß oft kaum auf vorfindenden Felsentafeln Platz findet, führt hinauf. In diesem wurde der Berg im Jahre 1859 auf dieser Seite von den Russen erklommen. Ein Bergangriff auf das Plateau, auf welchem der Thal Gumb lag, war ungemein schwierig — Schamyl mußte dies, und da er glaubte, daß die hellen Felsenwände auf der anderen Seite kein Mensch zu erklimmen vermöge, hielt er sich für sicher. Er war zwar ringum einzuschließen, alle umliegenden Thäler waren von den Russen besetzt, aber er besaß reichlich Lebensmittel bis zum Beginn des Winters, und der von dem Plateau herabkommene Nach verjagte ihn mit Wasser, so daß an eine Ausbreitung nicht zu denken war. Kam aber erst der Winter, der raube Winter der Daghestanischen Berge, der die Klüften schon so oft vertrieben hatte, dann konnte Schamyl hoffen, daß die Belagerer gezwungen sein würden, sich zurückzuziehen. Auch Fürst Wjarsinskoy, dessen Hauptquartier sich auf einem Hügel jenseits des Karakassu befand,

schah ein, daß ein solcher Fall eintreten könne, und er beschloß daher, einen hülfen Handreich zu versuchen. In der Nacht vom 25. August (6. September) erhielten einige Compagnien des Aufseherischen und des Taghestanischen Regimentes Befehl, den Berg Gumb auf der felsigen Seite zu erklimmen. Ein einziger Mann hätte die beiden Felsenreihen durch welche die Klüften emporspringen, vertheidigen können, aber Schamyl hatte diese Seite des Berges unbesetzt gelassen, da er, wie gesagt, ihre Erleuchtung für unmöglich hielt. Die Klüften erreichten den Gipfel des Berges, trübten die Märdern, auf die sie stiegen, in den Thal hinab und setzten sich oben fest. Mit Tagesanbruch folgten den vorausgeschickten Compagnien Verstärkungen, und nun wurde Schamyl aufgefordert, die Waffen zu strecken. Widerstand wäre Wahnsinn gewesen, aber trotzdem zögerte Schamyl. Alle seine Anhänger mit Ausnahme von zwei Märdern erklärten sich für die Unterwerfung. Diese zwei fanatischeren Fürsten mit dem Säbel in der Faust unter die Klüften und fanden nach zweifeltägigen Kämpfe den Tod. Schamyl wollte Anfangs ihrem Beispiel folgen, entschloß sich dann aber doch, die weiße Fahne aufzuziehen, um 4 Uhr Nachmittags begab er sich ohne Waffen in das Lager des Siegers.

Die Stätte der letzten Kämpfe Schamyls bedecken heutentage Ruinen. Man zeigt noch das Haus, welches er bewohnte, eine Moschee bei demselben und einen Keller, welcher als Gefängnis diente. Das Dorf liegt auf dem mittleren der drei Plateaus aus welchen der Berg Gumb besteht. Tiefer unten befindet sich die von den Russen angelegte neue Niederlassung. Nicht stand dort das Haus des Sohnes Schamyls, Kost Mahom; jetzt sieht man auf diesem untersten Plateau eine Kirche, mehrere Kasernen, das Haus des Commandanten — ein kleines Städtchen, dessen Mitte ein Platz einnimmt. Ueber dem alten Dorf Gumb aber ragen die kalten Felsen steil empor und verbergen sich das Auge des unten Stehenden einen Pfad, der emporsührt. Als bald nach der Einnahme Gumb's legten die Russen an allen wichtigen Stellen Forts und Wachthäuser an, so daß, wenn Daghestan sich je noch emporstellen sollte, was übrigens nun nicht mehr zu befürchten ist, die Stellung der Russen auf dem Gumb nach durch eine so hülfere Befestigung wie jene von Apcheronschen Regiment ausgeführt nicht mehr überdempelt werden konnte. Daghestan ist heute völlig wüst. Von rübersehen Ueberflut durch Bergeshöhler hört man allerdings noch dann und wann, doch die früher üblichen, weit ausgebreiteten Raubzüge haben aufgehört, und Dieben, die noch gelegentlich der Raubluft nachziehen, sind durch fanatismus aber Nothdurft zu Gewaltthaten sich versteinen lassen, erreicht meist sehr rasch der vergeltende Arm der Behörden. Daghestan ist auch nicht mehr das unzugangliche Land, das es früher war. Seit Straßen sind angelegt worden, die im Bidschad die steilen Felsenwände hinaufführen, und in der langen Friedenszeit ist der Wohlstand der Bevölkerung gestiegen. In seiner vortheilhaften Schwarzsee besitzt namentlich das nördliche Daghestan einen unerlöschlichen Schatz, und viele Viehhirten ermöglichen den Unterhalt eines großen Viehstandes.

Dagegen trifft man wieder Seite 151 auf Schilderungen, die keineswegs auf die vollständige Pacificirung des Kaukasus deuten: Viele Klüfte, welche während des Krieges von ihren Bewohnern einsamen Thäl des Afai, zu welchem man durch dichten Wald und enge Schluchten gelangt. Der andere Waffenplatz Schamyls in der Tschetschnja, Weden, ist vom Erdboden verschwunden, und an seine



Manhaltler, das Gebirge Iwerghelkand. (Zert Seite 807.)

verlassen wurden, sind nicht wieder bevölkert worden und liegen heute noch in Trümmern; andere, die früher groß und volkreich waren, sind jetzt nur unbedeutende Ortschaften. Das in furchtbarer Wildniß gelegene Dargo, einer der festesten Plätze Schamyls, dessen Volk die Russen mit Strömen von Blut erkaufen, hat sich als unbedeutendes Dorf noch erhalten, abgeschlossen vom Berlege mit der Außenwelt, im

Stelle ist eine russische Festung, Wedenö, getreten, welche, auf einem Plateau zwischen zwei Bächen gelegen, die einzige Fahrstraße beherzigt, die von hier aus nach dem westlichen Daghestan führt.

Die Cultur ist nun auch in diese Wildniß eingedrungen, und die an Stelle der alten Burg Schamyls erbaute russische Festung besitzt sogar — Strahlenbeleuchtung! Trotzdem sind die von den Russen an-

gelegten Festungen für die Sicherheit der Straßen immer noch unentbehrlich. Ein Ausfall von wie der Schamul'sche ist zwar nicht mehr zu befürchten, aber die Heuschrecken sind heute noch ebenso wild, raubulässig, hinterlistig und rachsüchtig, wie sie zu Schamul's Zeiten waren. Andererseits zeigen sie sich allerdings auch durch manche gute Eigenschaften aus. Die Unthätigkeit wird wenig geübt, und die Heuschrecken unterläßt es, wenn ein Fremder bei ihm eintritt, ihm zu Ehren ein Schaf aus seiner Herde oder auch — je nach dem Rang des Wäites — ein Stüd Hornvieh zu schlachten; wenn der Wäit am Morgen weiterzieht, muß er ihn bei einem völlig sichern Ort begleiten oder ihn der Abkut eines andern Heuschrecken übergeben. Würde sein Wäit krank oder gar getödtet, so vereitelt der Heuschrecke der Achtung durch seine Stammesgenossen für so lange, bis er seinen Wäit gerächt. Im Morgen fände er vor seinem Hofe einen Hügel aufgeschichtet, als Wohnung an die Spitze der Blutrache, und wenn er diesen Hügel auch zertrübe, so würde derselbe doch über Nacht auf's Neue entstehen.

Die Heuschrecken bekennen sich heute alle zu dem von Schamul reformirten mohamedanischen Glauben, doch viele Spuren weisen darauf hin, daß auch in ihren Wäidern einst das Christenthum Wurzel gefaßt gehabt. Im Gebiet der Galgaier zeigt man in der Nähe des Nais Chetri eine alte Kirche, Kaba Terbi genannt, die im 12. Jahrhundert von der Königin Tamara erbaut worden sein soll. Zu Otern Strömen dort viel Volk zusammen, Schafe und Rinder werden geopfert, die Wände der Kirche mit dem Blut der Opfertiere besprängt und die Köpfe derselben an den Wänden aufgehängt. Im Gebiet der Kisten befinden sich auch drei alte Gebäude, zweifellos einst christliche Kirchen, die in hohem Ansehen durch die Bevölkerung stehen und bei denen alljährlich am 5. Juli ähnliche Opfertiere wie bei der Kaba Terbi abgehalten werden.

Jenseits des Jangur, der Grenze Samurkand's ziemlich nahe, liegt das mangelhafte Sidschidi, die ehemalige Residenz des Dabian, des Fürsten von Mingrelien. Wieviel Wäit hat er auch Minoretien bis zu seiner Invasion durch die Russen ein völlig mittelalterlicher Feudalstaat. Krieg und Jagd waren des Dabian einzige Beschäftigung. Wenn er in Friedenszeiten mit seinem ganzen Gefolge von Fürsten und Wäiden zur Jagd auszog, da ging der Strecken vor ihm her. Die Hirschen melstern einer dem andern durch Felsbänke das Achen der Jagdgesellschaft, und scheinbar würden überall die Herden in sicherem Versteck untergebracht, denn wenn die Jäger sie erblinden, war ihr Verderben besiegelt: ohne den Eigentümer zu fragen und ohne an's Bezahlen zu denken, wurden die schönsten Stüde der Herde ausgenommen, geschlachtet, sofort gebraten und verzehrt. Der Uebermuth und die Rücksichtslosigkeit des Dabian'schen Gefolges kannte keine Schranken. Raub doch ihr Herr selbst keine Rücksicht und trat schonungslos das Recht seiner Unterthanen mit Füßen! Geheil einem Fremden, der des Dabian's Wäit war, ein Pferd, so erhielt es dieser sofort zum Geschenk, ohne daß danach gefragt wurde, von der Eigentümer derselben teil, der dann schmerzvolländig auch nicht die geringste Entschädigung erhielt. Zu verurtheilen was es unter solchen Umständen nicht, wenn der durch fürstliche Willkür Verurtheilte sein Recht sich mit Gewalt verschaffe, denn mit seinem Gute besichtigen Fremden aufzuweilen und ihm das Pferd wieder abzunehm.

Trotz solcher Willkürherrschafft kam der Dabian aus den Verlegenheiten nicht heraus. Das sein Einkommen fast nur aus Naturalien bestand, die sich in seinen Bergen schwer zu Gelde machen ließen, ist er unaufrichtig an Geldmangel, und es soll oft vorgekommen sein, daß die Gölbe in seiner Kasse ihn Monate lang hinderte, sogar keine Rechnungen zu bezahlen. In dieser Verlegenheit, sich Geld zu verschaffen, wird der Dabian, wie der Herrscher der Gegend, sich Geld zu verschaffen, und einst erklärte er, da er gerade bringend Weid brauchte, gegen Zahlung von 200 Kubel einem Türken die Erlaubnis, seinen Wäidern soviel Holz zum Schiffbau schlagen zu lassen, als ihm beliebt, eine Erlaubnis, von der Jener gewiß den weitesten Gebrauch gemacht haben wird.

Die vielen Verbrüderungen mit den Russen haben nicht ohne Einfluß auf die Zustände im Lande. Der vorletzte Dabian David und nach seinem Tode seine Witwe bemühten sich ernstlich, den Wohlstand ihres Volkes zu heben, aber der Orientkrieg vernichtete wieder Alles, was sie geschaffen. Die Türken überschwemmten das Land, Schiffs, Dörfer und Städte gingen in Flammen auf, und obwohl die Fürstin Dabian an der Spitze ihrer Wäiden gegenwärtigen Widerstand leistete, so war doch das Land, als die Türken zurückgedrängt waren, eine Wüste. Dem Krieg folgte Murr und Empörung. Die der Fürstin zur Seite stehenden Käfte waren nicht beliebt. Das Volk suchte gegen ihre Verdrängungen Schutz bei Russland, russische Truppen rüdten ein und die Fürstin überstreckte nach Petersburg. Ihre Söhne wurden dort erzogen, und die russische Erziehungslust bewährte sich so vortheilhaft, daß der älteste, Fürst Nikolau, kaum daß er nach erlangter Großjährigkeit die Regierung angetreten, dieselbe niederlegte und sein Land an Russland abtrat.

Nur ein Heiner Edel Mingrelens blieb noch unabhängig; das obere Zängebirg des Zefren's Thal und des Jangur, das reitere 8, das letztere etwa 12 Meilen lang, ein ununterbrochenes Gebirgsland, vom großen Edel mit dichten Wäidern, bedeckt, in dem nur auf fleinem Strecken der Boden zum Ackerbau sich eignet. Das Land zerfällt in

drei Districte: Dabidschillan, das freie Swanetten und das Dabian'sche Swanetten.

Das sogenannte freie Swanetten, das erst vor wenigen Jahren der russischen Herrschafft unterworfen wurde, verdankte die Erhaltung seiner Unabhängigkeit einzig und allein seiner Vermuth, in Abstrakte decen der russischen Regierung eine Expedition zur Unterwerfung der freien Swanetten nicht wohl zu rathen. Das Wäidner hatte eine völlig republikanische Verfassung. Ein Rath der Älten führte die Regierung, aber alle wichtigen Angelegenheiten wurden in der Volksversammlung erlerbt.

In seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt, inmitten der es umgebenen wilden Natur ist auch das Volk Swanetten's wild und roh geblieben. Wäidnerbau und Blutrache werden wohl dort nach Jahrhunderten russischer Herrschafft noch nicht ausgerottet sein, und bei einer Heise durch das Land ist man, obwohl unter der russischen Herrschafft Ueberfälle selten geworden sind, vor der Raubsucht des Volkes noch nicht sicher.

Der kriegerische Sinn der Swanetten trägt sich auch in ihren Wäiden aus. Jedes Haus im Dorfe ist eine kleine Festung, von massiven Steinen erbaut und mit hohen Mauern umgeben, über welche hohe, meist mit Zinnen gekrönte Thürme emporragen. Wände dieser Thürme sind bis zur Zeit hoch und so hart, daß sie leichten Gebirgskanonen, die einzigen Geschützen, welche bei einem Belag in diesem unwirthlichen Lande Verwendung finden können, erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen. In solch einem wohlbesetzten Hause war der Swanete gegen jeden feindlichen Ueberfall gesichert, und wenn er die Blutrache zu fürchten hatte, konnte er in seinem festen Thurm sich allen Nachstellungen entziehen. In der Revolution des Jahres 1875 mußte jeder dieser Thürme von den russischen Truppen einer regelrechten Belagerung unterzogen werden. Eine Erfüllung war unmöglich, da die verzwefelten Theilhaber von den Zinnen herab einen Hagel von Steinen und Felsblöden auf die Anstürmenden niederzulassen ließen und die Kugeln der leteren an den Quadern der Mauern verlustlos abprallten. So blieb den Russen schließlich keine andere Wahl, als die Thürme in die Luft zu sprengen.

Wir begleiten den Verfasser nach Zmretien, dem Nachbarlande Mingrelens. Katalis ist die hauptsächlichste Stadt. Die Stadt selbst, deren Straßen jenen der russischen Provinzialstädte gleichen, steht ziemlich unheimlich aus und hat außer einigen öffentlichen Gebäuden, einem in byzantinischem Stil erbauten Kloster und den Häusern des von Bagrat IV. erbauten Domes nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Am rechten Ufer des Dion, wo jetzt eine Kirchenruine sich befindet, soll einst die Hauptstadt des alten Kolchis, die Antecolch, der Venedig gefunden haben, aber Räuber aus dem hohen Alterthum sind nirgends vorhanden, dagegen sind die Häusern der mittelalten Königstadt, gleichfalls am rechten Ufer des Dion, noch erhalten. Die neue Stadt, welche an Stelle der alten Kolchischen getreten ist, liegt zum größten Theil am linken Ufer des Dion und zählt circa 12 000 Einwohner, darunter auch viele Juden, meist Talmutisten. Sie bewohnen ein eigenes Judenviertel, eine lange steile Straße am linken Ufer, und sind hier, wie überhaupt im Kaufhaus sehr geschätzt, da sie im Handel mit den Armenien Concurrenten bilden, denen sie nicht gewachsen sind, und daher auf den Erdöl und Kleinhandel beschränkt bleiben. Wüthiger ist die Stellung der Karaiten, die in einigen kleinen Niederlassungen im Lande gestreut sind.

Einer der interessantesten Punkte in der Umgebung der Stadt, den kein Fremder zu besuchen unterläßt, ist das 9 Meist entfernte Kloster Gelati. Die Klosterkirche mit dem im Kaufhaus häufigen kegelförmigen grünen Dach über der Kuppel dürfte im 11. Jahrhundert erbaut sein. Colossale Steine sind zu dem Bau verwendet worden, und trotzdem wurde die Arbeit so sorgfältig ausgeführt, daß 700 Jahre, ohne Spuren zu hinterlassen, über sie dahingegangen sind. Die Wände, vorzüglich in der Umgebung der Portale und Fenster, sind mit flachen Reliefentwürfen geschmückt: eine Kunst, in welcher die Byzantiner Meister waren; von ihrem gebiegenen Formeninn und der Genialität der reichen Aus schmückung leerer Flächen, welche dabei nie in Ueberladung verfiel, können unsere heutigen Architekten Vieles lernen. Ein hüßig wiederkehrendes Ornament, vorzüglich an der Eingangswand, sowie an der Kuppel, ist ein nur wenig hervorretendes, rings um stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz, dessen einfache und doch durch die verschiednen profilierten Hohlkehlen und die geschweiften Ausbuchtungen an den Spitzen stets mannigfaltige Form wiederholt der edelste Schmuck einer Kirchenfacade ist. Das Innere der Kirche bietet die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser; die Wände sind ganz mit Fresken überdeckt, unter welchen sich zwei Perioden unterscheiden lassen. Einige der Bilder sind im strengen altbyzantinischen Stil der spätern byzantinischen Kunst gehalten, während andere offenbar im Mittelalter und zwar zur Zeit der Blüthe der italienischen Malerschulen restaurirt worden sind; man glaubt Bilder aus der Renaissanceperiode vor sich zu sehen, und erkennt erst bei aufmerksamer Betrachtung, daß die Grundanlage weit älter und nur die Wiederherstellung das Werk späterer Künstler ist, vermuthlich unter dem Einflusse genuesischer Meister entstanden, deren Stadt damals im Pontuslande mächtig war. Der Kirchenbau, der in einer Kapelle aufbewahrt wird, ist sehr reich an Holzarbeiten aller Art, die Monofas vollständig mit Goldblumen überzied. Im Kirchenhof befindet sich auch die alte Königstrone von Zmretien, ein goldener Steinreif mit einer reich mit Perlen ge-

schmückten Kappe, über welcher sich auf einem goldenen Bügel ein Kreuz erhob.

Das Kloster Gafati wurde von dem König David gegründet. In einer verfallenen Kapelle in der Nähe der Kirche zeigt man sein von Eichen überwuchertes Grab, das eine riesige Steinplatte bedeckt. David war ein mächtiger, herrlicher Fürst, und neben seinem Grabe prangt heute noch eine seine Eroberungspfeile, die eisernen Zierhügel der Stadt Ahindia (das hebräi. Jelisawops), die man lange Zeit für die Thore von Derbent gehalten hat.

Von dem auf einem Bergvorsprung liegenden Kloster aus genießt man eine entzückende Aussicht auf das Thal des Zhenis-Ischali (rother Fluß), die für eine der schönsten Fernsichten des Kaukasus gehalten wird. Da sieht man die hohen Zwergeiten des Kaukasus gehalten der Nion sich hinziehen, im Hintergrunde vor sich, zwischen denen die Berge von Vetchikum und Radsha, überragt von dem Thioni, an welchen der Sage nach Prometheus geschnitten war, und durch eine Kluft jenseits den vorliegenden Bergen gewahrt man auch noch in weiter Ferne die blinkenden Schneekassen auf dem kegelförmigen Tselmud.

Mit einigen höchst instructiven Mittheilungen über die immensen Petroleumschätze und den Feuertempel von Baku in Armentien wollen wir für diesmal unsere Aufmerksamkeit aus dem ebenso prachtvollen wie nützlichen Werke „Russisch Asien“ schiefen.

Die Stadt Baku, das alte Betara, schon von Peter dem Großen erobert und besetzt, zählt gegenwärtig etwa 25,000 Einwohner, sie ist Gouvernementsstadt und seit jüngster Zeit Station der russischen Flotte, welche früher bei Astrachan vor Anker lag. Am Hafen und in den Vorzügen herrscht ein reger Verkehr, aber außer einigen statischen steinernen Gebäuden am Hafen und dem verfallenen alten Chanpalast bietet die Stadt wenig Bemerkenswerthes. Von einem selbst an gefornen Thurm am Meerufer, dem sogenannten Jungferthurm, hat Dumas eine nicht minder seltsame Geschichte erzählt, die jedoch mehr französisch als orientalisirt klingt: ein Chan von Baku habe den Thurm auf Wunsch seiner Tochter erbaut, die sich, als er fertig war, aus Liebesgram von seinem obersten Stockwerke in's Meer stürzte. Im Großen und Ganzen eine echt asiatische Stadt, besitzt Baku eine Einrichtung, in welcher keine Stadt des Kaukasus mit ihm concurrenz kann: seine vorzüglichste Straßenbedeutung. Es kann sich den Luxus einer solchen gestatten, da das Beleuchtungsmaterial, Naphta, in Ueberfluß vorhanden ist.

Im Jahre 1880 haben die Einwohner von Baku sich plötzlich gegungen, das Baden im Meer einzustellen, da die ganze Oberfläche der Bucht von Baku mit einer dichten schimmenden Naphtaschicht bedeckt war. Die Naphta kam von einer erst seit Kurzem fließenden Quelle, welche solche Wasser ausströmte, daß alle vorhandenen Bassins zu ihrer Aufnahme nicht genügen und sie, alle Regulirungsvorrichtungen durchbrechend, sich bei Weibst den Weg zum Meere bahnte, auf welchem sie sich rasch bis Baku ausbreitete. Der ganze Boden der halbinseligen Apsheron ist mit Naphta gesättigt, so daß an manchen Stellen, wenn man mit einem Stroh ein Loch in den Boden schiebt und ein brennendes Streichholz darüber hält, sofort eine mächtige Flamme emporfliehet, da die Waie, welche sich aus den Naphtalagern entwickeln, durch die entzündende Reibung ausströmen. Die Naphtaquellen von Baku sind jetzt die reichsten der ganzen Erde. Während die Quellen Penschikvants schon so sehr erschöpft sind, daß meist bedeutende Tiefbohrungen nöthig sind, quillt die Naphta auf Apsheron noch in solchen Massen hervor, daß man sie kaum zu Heuflößen vermag, und die angebohrte Quelle bringt in gewaltigen Strahl 35 bis 40 Fuß hoch. In den sechziger Jahren gab es bei Baku nur einige wenige Brunnen, welche den Herren Wajassoff, Barmaier und anderen gehörten. Zu Beginn des

Jahres 1876 zählte man bereits 40 Brunnen, welche jährlich 10 Millionen Rub liefern, und seitdem ist die Zahl derselben auf nahezu 400 gestiegen. Das Bad von Naphta, welches anfangs an Ort und Stelle 40, dann 20 Kopeken kostete, wird jetzt mit 2 Kopeken verkauft. Wände Brunnen liefern 10,000 Rub täglich, ein der Firma Wenken & Comp. gehöriger Brunnen in dem 15. Jahre von Baku entfernener Städtchen Sabuntschka gar 2000 Rub in der Stunde! An der letzten, Schaltan-Naphta genannten Stelle schiebt die Naphta in gewaltigem Stroß aus dem Boden, wird in einem großen Reservoir aufgefangen, von dort in Röhren zu großen Bassins geleitet, aus denen sie in die Waggons gepumpt wird. Einß nach in Schaltan-Naphta ein Brand aus, die Flammen ergrieffen die Naphta, und bald war das Reservoir und seine Umgebung ein riesiges Flammenmeer. Nur mit Mühe gelang es, die Leuchtungsgrößen abzusperrten und größeres Unheil zu verhüten. Ein Hauptbedenken des Aufschwungs der Naphtaindustrie war die hohe, auf die Destillation der Kohnaphta gesetzte Steuer, welche 1876 aufgehoben wurde. Eine noch wesentlichere Förderung fand die Industrie durch die Eröffnung der 1882 vollendeten Eisenbahn Tiflis-Baku, wodurch eine directe Verbindung Baku's mit dem schwarzen Meere hergestellt wurde.

Der Feuertempel liegt 17 Werst von der Stadt entfernt in der Steppe. Ein Ander, der einer Feuer anbetenden Secte angehört, soll einst, nachdem er im Kaukasus durch glückliche Handelsgeschäfte ein großes Vermögen erworben hatte, diesen Tempel erbaut haben. Die Parangemeinde in Bombay sendet jetzt für bestimmte Zeit einen Priester nach Baku, der nach einigen Jahren durch einen andern abgelöst wird. Wahrscheinlich sind sich auch oft verfehdete oder indische Pilger ein, von denen manche Jahre lang an dem heiligen Orte verweilen. Einheimische Feueranbeter zieht es auf Apsheron nicht mehr, der Islam hat die Anhänger der alten iranischen Nationalreligion so gründlich ausgerottet, daß nur in den östlichen Theilen Persiens noch einige kleine Gemeinden sich erhalten haben. Der Tempel auf Apsheron und seine Priester sind zu ihrem Unterhalt auf die Gärten der Pilger und die kleinen Betrag angewiesen, welchen sie durch Verpachtung der Flammen zum Kaldbrennen erhalten. Die Anwesenheit bei ihrem eigenartigen Gottesdienst ist Andersgläubigen nicht verwehrt, und kein Fremder, der nach Baku kommt, unterläßt es, denselben bzuwachen.

„Der Gottesdienst“, erzählt ein russischer Reisender, „begann mit einem durchdringenden, durch das Wasen in eine Naphta hervorbrachten Pfiff und dem Erscheinen der Feuer an den verschiedenen Punkten. Dann glück es in etwas unserer griechischen Messe. Der Aelteste las etwas laut vor und hielt eine Rede, in welcher er der Name des Kaisers, dem die unsrigen vorlomen, während die anderen Ander, ringsum niedergebückt, von Zeit zu Zeit heulend einfielen. Es heißt, dieser Gottesdienst sei nicht ihr echter, sondern nur eine von ihnen ausgedachte Fosse, welche die klauen Burischen ausführen, um die Besucher auf anständige Weise auszubeten. Bei Beendigung dieses — echten oder falschen — Gottesdienstes trug der Aelteste Priester kleine Stücke Kanisguder auf einem Teller umher, von denen er jedem Besucher ein Stück reichte und dafür seine Gabe in Empfang nahm.“ Großartig ist der Anblick des Tempels bei Nacht, wenn aus allen Thürmen desselben feurige Jungen hervorleuchten und der ganze Platz in magischer Beleuchtung erscheint. Unmittelbar neben dem Tempel befindet sich eine von dem russischen Staatsrath Koleff angelegte Petroleumraffinerie, die als Wasseranstalt gelten kann. Alle Dampfkräfte und Destillationsapparate derselben werden mit dem aus der Erde strömenden Gas geheizt, das gleichzeitig zur Beleuchtung der verschiedenen Räume dient, und das Fofes dient, auf welchem letzteren man die Flammen auch bei Tage brennen läßt.

Seine französische Eroberung.

Novelle von A. Arndt.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, es war vier oder fünf Tage später, ging ich mit dem ernstlichen Entschluß aus, jetzt endlich mit der Arbeit zu beginnen, die in Paris aufgegebenen ungeheuren Kunstschatze wenigstens zu sehen, um zu wissen, wie diese wohl auf mich wirken möchten, welche Erkenntniß aus ihnen zu gewinnen — ob sie wohl die träge Seele erweckten zu irgend einem guten Werk.

Ich ging aber irgend einen dieser unvermeidlichen Boulevards, es war in der Cité oder doch in der Nähe derselben. Da standen denn mit einem Mal, wie aus der Ferne leuchtend, jene bunten Augen vor mir, da wechete dieses bilsere Haar um das frische Engelsköpfchen. Anna Viardot! Sie zauberte, wie sie mich erblickte, sie schien nicht zu wissen, ob sie umkehren oder mir begegnen solle. Ich war indeß bei ihr. Wir grüßten uns. Sie erwiderte meinen Gruß schüchtern; ich küßte mich besangen.

Raum jedoch waren die ersten Worte ausgelauscht, als sie mit lebhafter Freude zu sprechen begann und dies unvermuthete Zusammentreffen als ein heiteres, ganz unerhörtes Ereigniß aufzufassen schien. Wir gingen so miteinander, wir wußten selbst nicht, wofin: unter den goldenen Herbstbäumen, in die Sonne, in Glanz und Pracht der Paläste — was wußten wir!

Dort war auch der Louvre. Die Thürme und Thürmchen glänzten grau und golden im Sonnenlicht. Wir gingen hin- aus, hinein. Was Gott Großes die Menschen thun ließ, diese Architekturen, Statuen, Gemäldes sahen wir eigentlich nicht. Wir gingen, wir wandelten. Wir sahen sogar vor der Statue der Medicäischen Venus, welche einen eigenen kleinen Saal einnimmt. Das hohe Kind blühte mit seinen Unschuldswunden auf diese Pracht und Herrlichkeit des schönsten Weibes, ich wohl auch — daß ich aber wirklich die Gattin gesehen, wüßte ich nicht zu sagen. Auch hatte ich kein Gefühl, daß es für junge

Leute, wie wir, ein wenig fonderbar ausfähe, vor dieser nackten Königin von Cypern zu sitzen; ich nicht, sie nicht, die arme kleine Französin. — Die Frauen der ganzen Welt sind, die normale Species nämlich, in dem was weiblich ist, was Gefühlsfache ist, gewiß gleich oder ähnlich. So hat das junge Griechenschöndchen der enthallten Göttin und ihrem Cultus die Noje getreut, mit der vollen Unschuld im Herzen; so würde ein deutsches, ein italienisches Mädchen in diesen göttlichen Marmor keinen Stein des Anstoßes und des Aergernisses erblicken.

Wir gingen weiter. Wir sahen die Tulerien: Schutt und Staub. Es gab niemals ein größeres Schauspiel von verjüngter Herrlichkeit der Menschen und der Könige, als diesen ungeheuren Schutthaufen. Freilich, dort links standen noch colossale Trümmer. Die Fenster und Thüren hingen theilweise nur halb in den Angeln, Zimmer und Säle, in welche man hineinblicken konnte, waren geschwärzt; im lauen Mittagsschneide flatterte eine halbverbrannte goldene Tapete. Die Platanen rings rauchten schwermüthig und schwerlich. Drüben glänzte la place de la Concorde, der Platz der Statuen und plätschernden Brunnen; jener phantastische Obelisk, welchen die Sonne Aegyptens Jahrtausende lang beschien, schimmerte herüber. Dort hatte das Blutgerüst Louis seizième gestanden, hunderttausend Stimmen und die Trommel der Nationalgarde hatten seinen Todesstreich ertönt. Die Platanen hatten geraucht schwermüthig und schwerlich, Achtzig Jahre später, unter einem Orkan und einem Meer von Flammen, war das Königsschloß zusammengestürzt. Derselbe Scene ließ ich später am Mitternacht, bei Mondschein und wildem Gewölk, welches zusammen die felsamen Effecte hervorrief, an mir vorüberziehen — es waren hunderttausend Geister auf der Scene, dort im Mondlicht und in den Ruinen des Königsschlosses.

Aber, was den Moment meiner Erzählung betrifft, so war in demselben das jetzt Gesagte nicht der Anhalt meiner Wahrnehmungen. Es war das Alles recht hübsch, was sich da vor uns zeigte — doch war es schön: ein Paradies lag in der Luft, über Wälder und Steinhaufen. Fröhliche, freischwebende Vögel flogen über die Baumgipfel und über die Paläste. Wie glücklich waren die kleinen Vögel, wie glänzlich unser Herz! — Dort aber stand, groß und ungeheuer, die Notre-Dame. „Sehen Sie, meine liebe Mademoiselle, sehen Sie, Anna!“

Ich deutete auf das Dach der gewaltigen Kathedrale. Da stand in riesengroßer Schrift:

Liberté! Egalité! Fraternité!

„Ist das möglich?“ wandte ich mich erstaunt an meine Begleiterin.

„Ja, das steht schon seit lange, seit siebenzig, wie ich meine.“

„Ich war zu Köln am Rhein, meine liebe Anna, dort stand an der Pforte des Doms: ‚Morgen ist hier vollkommener Ablass zu haben‘ — ‚Aber das da ist der Triumphstreich dieses Volkes über seine Feinde.‘

„Also das wären die Deutschen?“

„Nein, es sind nicht die Deutschen, Fräulein, es sind die Römer, aber nicht, die im Helm setzten, sondern die in der Kapuze setzten.“

Sie sah mich mit ihren offenen Augen an und schien etwas fragen zu wollen. Wir traten indes in die weiten Hallen. Ein volles Choralie schallte uns entgegen. Der Erzbischof von Paris und sein Clerus vollzog dort die Messe. Das Fräulein bewies seine Veneration. Die Messe war jedoch vorüber. Dort zogen sie hin, diese Demüthigen der Welt; aber Jedermann neigte sich vor ihnen. Ich, als Protestant, war ganz in diesen ungewohnten Anblick vertieft, wandte mich jedoch nach einigen Minuten, dem jungen Fräulein etwas zu sagen. Es schien verschwendet. Ich glaubte die Minuten geträumt zu haben. Die hohen Hallen, die blauen, rothen und goldigen Farben der alten Fenster — Orabamente,

auch das des vor wenigen Jahren erschossenen Erzbischofs, umgaben mich; eine so fremdartige Welt! — Ich war allein, es schien verschwunden, das liebliche Bild meines Traumes.

Ich ließ meine Wäde durch die dunkeln, farbigen, jetzt menschenleeren Hallen schweifen. Ich suchte sie, Anna Vindot. Da hörte ich ganz in meiner Nähe eifrig flüstern. Ich blickte hin. Das arme süße Kind kniete dort und betete.

Mein Gott, es war so rührend! Lauter kleine wächserne Heiligenbildchen, ja, nur die nachgebildeten Glieder von solchen, standen ringsher, daneben ein würdiger, uralter Kellner von Stein; diesen galten ihre frommen Bekenntnisse. Es war sehr schön.

Sie erhob sich jetzt und sah so andächtig als veranügt aus; offenbar hatte sie sich recht gestärkt unter den kleinen Heiligen. Wir gingen den Weg, den wir gekommen. Ich meinte, wir wollten doch eine Erfrischung nehmen, wozu sie sich nach einigem Zögern bereit erklärte. Aus der heiligen Kathedrale aber direct in ein amüsables Restaurant oder Café zu gehen, nein, das ging nicht so ganz; wir prominenten daher ein wenig die Boulevards hinter, wieder dem großen Palais zu. Dort lag ein Garten, sehr hübsch und mit reichen Blumenportien, Affen und Kellen, selbst der heimischen Sonnenblume; daneben das köstlichste Obst, Birnen und Trauben, welche sich quirlandenartig an Spalieren zogen. Und der erquicklichste Sonnenschein über diesem Reichthum! Dort hinten aber, was ich hier gar nicht gesucht, aus Bronze und Glas zwischen den farbigen Beeten ein allerliebtes Café.

Wir gingen hinein. Die Frächtige hatten mein Verlangen erregt; ich ließ solche Kommen, Birnen und Trauben, dazu Wein. Die prächtigen Gefäße mit schwarzen Trauben und saftstrotzendem Obst, sie selbst davor, die sechssechsjährige Vollblutpariserin mit ihren wieder träumerischen Augen — es war ein Sujet für einen italienischen Zeichner; jene farbenreichen Kunststeppe, die freilich längst vorübergegangen.

Auf einen Moment aber unwillkürlich griff ich zu dem unvermeidlichen Stiggenbuch. Die Französin that gleichfalls, war es Zufall, war es eine Zutraulichkeit, einen Blick hinein. Wir wurden beide, wie mir dünkt, zu gleicher Zeit blutroth. Da stand diese geliebte Anna, Blatt an Blatt, im Morgenhäubchen und mit ihren Büpfen und süßen Augen. Ich wollte das Buch wegstecken. Sie sagte: „Lassen Sie nur. Ich will das noch einmal sehen. Sie können malen sehr gut. Warum haben Sie das gemalt so oft?“

Sie sah mich so ernst, so wunderjam an. Was sollte ich erwidern?

„Weil,“ — entgegnete ich — „weil — ich kann's nicht fagen, Anna!“

Sie legte das weiße Händchen auf die meine.

„Ich bitte so sehr — o, so sehr!“

„Weil ich Sie so sehr liebe, schöne, süße Anna!“

Sie schlug den Blick nieder und hob ihn schüchtern.

„Ach, mein Gott,“ sagte sie, „es hat mich noch Niemand geliebt — meine Mutter auch nicht — Niemand! — Und Sie lieben mich — ist das wahr?“

„O so ganz wahr, als dort die Sonnenwinde nach Mittag steift und alle die Blumen ihre Düfte geben!“

Sie sah mich erstaunt und erschreckt an mit den großen dunkeln Augen, worin ihr Herz zu schlagen schien und eine große helle Thräne funkelte.

„Ach,“ rief sie, wie entzückt aus, „das ist ein großes Glück! Es ist so gut von Ihnen, es ist so lieb! Ich darf es nur Niemand fagen, ach, Niemand — und auch der Mutter nicht! — Und es ist wahr, ganz wahr?“

Die Blumen und Früchte standen vor uns, Niemand schien sonst zugegen; es war als zöge es meine Lippen zu den ihren.

„D mein,“ rief sie, „nicht küssen — o um Gottes Willen nicht küssen! — Ich will Ihnen nicht mehr gut sein, wenn Sie mich küssen! — Die Mutter nämlich,“ setzte sie gleich

darauf plaudernd und vertraulich hinzu, „küßt immer Monsieur Deville, und das ist abseheulich. Nein, das muß man nicht thun!“

Das war nun zum Lachen und Entzücken. Ich sah vollkommen ein, daß ich sie nicht küßen durfte. Doch war das Thema sehr interessant.

„Die Mutter — wird Herrn Deville heirathen?“

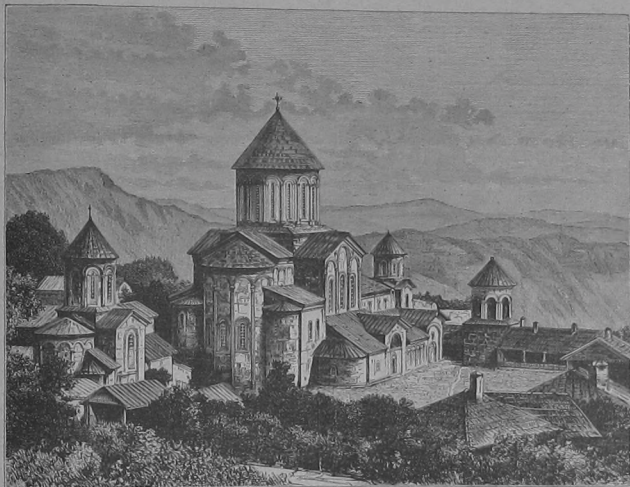
„Ach, wenn sie das nur wollte!“ sagte sie sodann.

„Sie will also nicht? — Aber wenn man sich küßt —“

„Monsieur Deville ist garstig — Sie glauben es nicht.

begütert — und daß ich die schwarzen französischen Augen, die jetzt auf mich blickten, und die weißen Hände und das reine Herz der holdseligen Anna niemals vergessen würde — niemals! —

Das Entzücken ist stumm. Aber sie lief fort, sie brachte eine Rose, welche sie erhandelt, sie preßte die vollen Lippen hinein und steckte sie mir an — ich hatte eine geweihte Rose im Knopfloch. Dann legte sie ihre Fingerspitzen auf meine Hände, daß mir nochmals stumm in die Augen und sagte, sich nochmals erhebend, das solle Niemand wissen, wie gut ich sei und wie lieb sie mich habe; nein, die ganze Welt solle es nicht wissen!



Das georgische Kloster Gelati in Imeretien. (Zerst. Seite 810.)

Aber ich kann Ihnen das nicht sagen — und Niemand — Uebrigens will ihn die Mutter wohl.“

Eine häßliche Vorstellung schwirte vor meinen Sinnen vorüber. Ich blickte auf die weißen, reinen Jüge, auf diese dunkeln Augen. Letztere waren gesenkt, von der langen Wimpern seidenartig bedeckt. Monsieur Deville — und dies Agnus Dei —

Mit Gift und Feuer sollte man das Reine von dem Unreinen scheiden. Ich zwang mit Gewalt und Vorsatz häßliche Gedanken zurück und es gelang mir nach einiger Mühe. In diese freundliche Gegenwart, vom Schönen ganz erfüllt, neben mir, — dies schwarzhaarige Mädchen, dort der helle französische Himmel, die Blumen, die wehenden Bäume — wie durfte hier das Häßliche sich zeigen?

Wir aßen die reifen süßen Früchte und tranken den goldklaren Wein. Und die frohen Gedanken kamen wieder. Wir plauderten und fanden kein Ende. Wer war Herr über unsere Zeit und unser Gefühl? Die rauschten dahin in farbigen Ströme. —

Was ich Alles gesprochen, mag dahin gestellt bleiben; aber ich sprach von meiner Heimath, von den Nebenländern am Rhein und daß in einem Thal derselben, von grouen Bergen übertragt, mein väterliches Haus stehe, daß ich wohl-

Güth! — war sie fort, verschwunden. Da lief sie hin, zwischen Blumenbeeten und Hecken, warf noch einmal die dunkeln Augen zurück, grüßte und — da war die Stelle leer, die Beete, die Blumen. Die Sonnenwenden standen träge und einsam, der Ebereschbaum wiegte melancholisch seine rothbehängenen Zweige, welche kleine Vögel zierend umflogen. Was blieb mir übrig? — Unendliches Glück!

Ich nahm mir vor, die Tage gut auszunützen, zu arbeiten und zu streben — diese Himmelsfreude aber fein verborgen zu halten, wie auch das liebliche Kind in einem späteren Augenblicke, da wir uns allein sahen, mir wiederholte. Ich überließ mich also einer leidenschaftlichen Thätigkeit; man weiß, wie sehr diese beahigt und beglückt. Neben meinen täglichen Studien schritt die eigene Production rüstig vor. Ich verschaffte mir die nöthigen Geräthe, ließ mir auch ein paar Zimmer unter der Bedingung ausschließlichen Gebrauchs anweisen, Niemand durfte oder konnte dieselben ohne meinen Willen betreten. Aber was ich malte? „Mein Fräulein, meine Liebe!“ und zwar mit „la rose“, wie sie gesagt, rothe Rosen im Schwarzen Haar; aber Blumen und Früchte daneben; auch „mit die kleine Kätz“, die sich unter dem langen Kleide hervorstemmt, überaus lustig, schwarz, dämonenhaft, den hübschen, runden Fuß der Anna kostet enthillend.

(Schluß folgt)

Schlesische Chronik.

Breslau. Die Vollendung der Gürtel-Werkebahn in Breslau steht bevor. Die Direction hat den sogenannten Theilfreude-Zarif projectirt, d. h. sie beabsichtigt, von Passagieren, welche über einen gewissen Theil der Gürtelbahn hinausfahren, das Doppelte, unter Umständen Dreifache der gewöhnlichen Fahrpreise zu erheben. Es kommt dabei selbstverständlich oft, ja in der Mehrzahl der Fälle vor, daß die Leute sich zu viel bezahlen müssen, weil sie erst im Verlauf einer Theilfreude aufsteigen und vielleicht schon kurz nach Beginn der nächsten Theilfreude wieder absteigen. Wir schließen uns dem von der hiesigen „Schlesischen Volkszeitung“ aufgestellten und von der „Breslauer Zeitung“ adoptirten Vorschlage: allgemein den Jahnprentarif einzuführen, in allen Stücken an, indem wir als ein anderweitiges Motiv die vielfache Benützung von mehr als einer Theilfreude durch die Schüler der hiesigen höheren Schulanstalten anführen. Dem Einwand, daß für Schüler Monatsabonnements bestehen, weisen wir von vornherein zurück. Es giebt viele Eltern, die sich den Jahresbetrag von 36 Mark für ein Kind, von 72 Mark für zwei, von 108 Mark für drei u. s. w. nicht auslegen können und wollen, wohl aber bei folgendem Mutter ihre Kinder fahren lassen. Da ist es denn schon höher, z. B. freizugelassen, daß für Kranke, die nach der Königlich Ober-Realhalsule auf dem Lehmthamm gelangen wollen und am Ringe oder auf der Schmiedstraße aufsteigen, jenseits der Universitätsstraße für die kurze Strecke bis zur Neuen Rathhausstraße weitere 10 Pfennige rigoros verlangt werden. Daß eine solche Maßregel für das Publikum bräutig ist und eine gewisse Ungerechtigkeit, wenn auch nicht formell einseitig, liegt auf der Hand, nun soll diese Maßregel auch für Schüler allgemein werden. Alle Schüler, z. B. die von der Bornersstraße nach dem Lehmthamm fahren, haben ebenso, wie die vom Lehmthamm über die Vestingstraße fahren, ferner die vom Lehmthamm nach der Nicolavorstadt, nach dem Ringe z. B. und vice versa fahrenden, den doppelten Fahrpreis zu entrichten. Solche Ungratlichkeiten müßten doch abgestellt werden, und das geschieht am besten durch einen einheitlichen Preis, wie beim Preisporto.

Einem letzten Gang machten am 22. Juli bei Breslau die Fischer-Weltliche Gebrüder Adolf und Paul Gebauer, indem sie am Ausflusse der alten Oder in der Nähe von Obow 6 Större auf einmal fingten, von denen jeder eine Länge von 1 $\frac{1}{2}$ —1 $\frac{3}{4}$ Meter und ein Gewicht von 61—110 Pfund hatte.

Wirtz. Wen hier berichtet man der „Schlesischen Zeitung“: „Auf dem prachtvollen Portalbau unseres Rathschlosses befinden sich die fast lebensgroßen Figuren Georg II., des Erbauers des Schlosses (regierte von 1547 bis 1586), und seiner Gemalin Barbara, der 1595 verstorbenen Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, nebst den entsprechenden Wappen und einer doppelten Reihe von je 12 Brustbildern, welche die Fürstinnen des Fürsten bis zum sogenannten Platz hinauf barstellten. Dieser Herzog Georg II. ließ im Jahre 1578 den zweiten nördlichen Kirchthurm von St. Nikolai, der noch niedriger als der südliche war, zu gleicher Höhe mit diesem, sowie auch den Bogengang zwischen beiden Archibäumen aufbauen. Zu Oben d. J. nun wurden die vier Thürmstümpfe aus Anlaß des Neubaus dieser Thürme abgenommen, geöffnet und die darin befindlichen Documente, wie feinerzeit auch in dieser Zeitung berichtet wurde, in der Kantatur des evangelischen Pfarramtes deponirt. Nach einer von der Kirchenverwaltung genommenen Abschrift der vorhandenen Documente besagt die eine Urkunde, deren Original theilweise gehört, aber nach einer Abschrift aus dem Jahre 1586 ergänzt worden ist, im Wesentlichen folgendes: „Anno domini 1578 den Monat August, bei der Regierung unseres gnädigen Fürsten und Herrn Herzog Georgen II. der Thürme, beizum die Wöden kanten, etwas höher gemauert, gar Neugelazert, und herbei, darauf die zuerit stände verguldet geschit, die Wöden samt den Stül, seindt höher hinauf gerüdt worden. Demale weil man über den Thurm gearbeitet, ist unser Bürgermeister Gemene, der Erfame und weise Herr Joachim Thomas, diese Wödel v. Georg Weppert, v. Hans Kempff, v. Georg Leubficher, v. Nikoll Kreutzberg, v. Jacob Geisler, v. Jofias Wodermil Stadtschreiber, Geordnete zu der Zeit Kirchvater, v. Hans Kempff und Peter Warlich, Herr Martin Zimmermann Unser Rathgeber, seine Diaconi v. Antonius Gerhardt v. J. Michael Striegel. Dem Ewigen Unmächtigen Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi wollen wir von Herzen Dank sagen, daß er aus Wödel und Wödelliche Wötte, zu solchem Bau sein Wöttliche Gnade verliehen, daß er oben alle Stöden der Maurer auch Zimmerleuth verbracht, u. den 30. des Monats September gar fertig gemacht worden. Dieses 1578 Jahr den 27. August Zu macht, hat die Ober Demagen gewöhnen, daß sie bei 1 $\frac{1}{2}$ elen höher gehalten, als sie am Tage gewesen, Unserm v. Fürsten II. Herrn rich. Wich erfauht und anderen Leuthen An. Dou, getreidt II. Volk vorren scharft gekannt — Dieses Jahr ist unser Vödel gewesen v. Marcus Kirten, Schep-Meister v. Simon Wögtle, melon Jhm v. Jeremias Kirten, v. Daniel Friedländer, Peter Warlich, v. Mathiens Walde, Herr Hans Kirten. — Dem Maurer alleine haben wir vor aufmawren des Thürms Vom Dach und kleinen Gemelbe von einem Thurm zum andern gehen 94 Thaler: den 14. u. 36 gl. pcedent.“

Silberberg. Es ist erichtlich, in dem Generalbericht über den Stand der deutschen Industrie folgenden Passus über unsere heimische

Thätigkeit zu lesen: „Auch die Töpfereien von Silberberg in Schlesien haben durch erweiterte Nachfrage ihrer Porzellan- und Auslande beschäftigt, außer dem Inland bezogen England und Rußland Thurne, Wäbster und Controllen aus dieser Fabrik, welche wohl die vielseitigste in Deutschland ist.“

Glogau. Aus den vor einigen Tagen geschlossenen Verhandlungen der in diesem Jahre in Leobisfür tagenden 62. General-Versammlung der schlesischen Fort-Bereine hat die Ausführung eines königlichen Fort-Berichtes, des Herrn Oberförstere Denzin, recht innig gefreut und angenutet, die in dem Auszuge gipfelte, daß die Waldbesitzer die Verpflichtung haben, den Sädhern den Hufschlag im Walde lieb und zu genehmen wie möglich zu machen. (Ann. der Ned. Westfälens nicht zu erschweren.)

Evangelisches Frauenstift in Legnitz. Aus dem ersten Bericht über dasselbe ist zu ersehen, daß diese Anstalt in erfreulichem Gange ist und anstehenden Frauen und Jungfrauen ein stilles Heim eröffnet hat. Der vorstehende und zeitgemäße Gedeanke des inwischen dahingegangenen Pastors Wittich in Neudorf, angedeutet durch die württembergische Frauenhilfe, hat vielen Anstalten, Unterstützung und Förderung gefunden. Dazu haben namentlich auch die Ueberweisung des Grundstüdes durch den Rentier Biennald in Legnitz, unfinkbare Darlehen, sowie mehrere lehrwürdige Vermächtnisse und einmalige und forlaufende Geschenke beigetragen. Auch Ihre Majestäten der Kaiserin und die Kaiserin sind unter den Wohlthäteren. Für 31 500 Mark ist ein zweckmäßiges Haus gebaut worden, welches 12 Stifftfrauen aufzunehmen vermag. Am 19. April 1883 fand, wie wir schon früher berichtet, die Einweihung des Hauses und die Einföhrung der Stifftoberin, Fräulein Richter, statt. Der Bericht theilt auch die Statuten und die Anordnung des Stifftes mit und läßt damit einen Blick in das Leben des Hauses thun. Durch königliche Cabinets-Ordre vom 30. März dieses Jahres sind dem Stifte Corporationsrechte verliehen, dadurch ist ein gesicherter Bestizthum und eine freiere Bewegung und Ausdehnung desselben ermöglicht worden. Der Vorstand hat den Wunsch, einen Anbau bezw. Weiterbau des Hauses, auf welchen bei der ersten Anlage kein Rücksicht genommen war, vorzunehmen, um vor Allem überhaupt noch mehr Stifftfrauen aufnehmen zu können und sohan, wo möglich, in den Stand gesetzt zu werden, Unheilthätigeren für geringere Jahres-einlagen oder unentgeltlich Aufnahme zu gewähren. Aber noch fehlen dazu die Mittel, zu deren Beschaffung an die Liebe oder Menschenfreunde appellirt werden muß. So mancher Bemittelte könnte sich durch Dotirung einer Stifftstelle, bezw. durch Gründung einer Freistelle ein ehrendes Andenken sichern. Aber auch vereinte kleinere Spenden würden im Stande sein, eine solche Stelle zu schaffen. Der Vorstand, dessen Vorsitzender Wraf von Nothrich-Trach auf Rantzenau und dessen Kassirer Stadtrath Nothar in Legnitz ist, bittet die Freunde und Wohlthäter der Anstalt, derselben ihre theilnehmende Liebe auch ferner zu bewahren und noch mehr Freunde und Mitarbeiter werden zu helfen.

Kreuzotteln. Aus Hilsenaltersdorf wird berichtet: Am Sonntag (20. Juli) ging der Stellenbesizer Ernst Scholz aus Jauernig (genannt Richter Scholz) mit seinem vierjährigen Entschöhen in die Wald, wobei dem Kleinen das Unglück passirte, von einer Kreuzottel in den Fuß gefahren zu werden. Trotz der herbeigeflohten ärztlichen Hilfe war es doch nicht möglich, die Gefahr zu beseitigen, so daß derselbe in Folge Blutvergiftung gestorben ist. Dieser Vorfal ist wieder eine Mahnung, nicht ohne Fußbekleidung in den Wald zu gehen, weshalb man beim Bergsteigen die größte Vorsicht zu beobachten ist. — Als dieser Tage ein Wädhchen auf den hiesigen Kirchhof ging, um Gräber in Ordnung zu bringen, fand auch sie eine Ratter, die in der Sonne sich bähend, auf einem der Gräber lag. Wo überall muß man jetzt Achtamkeit bewahren. — In dem mitten im Walde bei Mittelwalde gelegenen Grenzforst, sog. Hirschhäufer, gelang es im letzten Sommer dem Gassirer, beim Begräumen eines Steinhaufens 11 Kreuzotteln von verschiedener Größe zu tödten. Eins dieser giftigen Reptilien war über 1 $\frac{1}{2}$ Meter lang. Kurz vorher hatte derselbe Gassirer in der Nähe jenes Hauses zwei Kreuzotteln erschlagen.

Der Leobisfür Stadtwald. Bei Gelegenheit einer Excursion des schlesischen Forstvereins, welcher in Leobisfür seine 62. Generalversammlung hielt, erfuhr der obige Wald folgende interessante Schilderung: Der bezeichnete Wald, ein Complex von etwa 1000 Hektar, wurde der Stadt im Jahre 1265 von dem damaligen Landesherren, dem König Ottokar II. von Böhmen, geschenkt und die Eigentumsurkunde im Jahre 1441 durch Herzog Wenzel von Troppau-Leobisfür bestätigt. Stets wurde der Wald seitens der Stadt sorgsam gepflegt und vortheilhaft bewirtschaftet, er bildet bis heutzutage Lag nicht nur eine Quelle der Einnahme, sondern auch des Vergnügens und der Erholung der Bewohner von Leobisfür. Etwa drei Kilometer von der Stadt herab und mit derselben durch eine wohlgepflegte Lindenallee verbunden, erstreckt sich der Wald als gut arrondirter Complex längs der Leobisfür-Troppeleiner Gasse bis zum Waldesgrenze. Während in früheren Zeiten Büche und Eichen vorstehen, genann in neuerer Zeit das Rothholz mehr und mehr Boden; dasselbe zeigt bei der Wüte des Bodens eine vortreffliche Entwicklung. Die Verflüftung geschieht noch

heute wie früher mit bestem Erfolge durch gemischte Saat von Fichte, Kiefer und Lärche. Die Fruchtbarkeit des Bodens befördert einen sehr frühen und vollständigen Reife der Culturen während der ersten Umwandlungsphasen werden die zuwüchsigsten Eichen überzogen, man darf dieselben fast in allen Beständen eingeprengt. Der Wald bietet am besten sich auch in dieser Beziehung zu einer sehr gesunden. Die mehrentstehende Excurtion, zu der man Morgens 8 Uhr vom Dorfplatz in Leobfisch zu Wagen aufzubrechen war, führte durch ältere und jüngere Nadelholzbestände, Niedere- und Mittelwälder, sowie durch Umwandlungsbestände, deren erfruchtete Einwirkung die lebhafteste Anerkennung der Jagdgenossen fand. Das Oberförstler-Etablissement Dürwald bildete den Endpunkt der Fahrt; dasselbe liegt im herrlichsten Laubwald, umweit davon steht eine Bude, welche den stattlichen Linsang Baum in der Zeit, als der Herzog Benzei von Troppau-Leobfisch über die Stadt herrschte.

Grünbergs historische Windmühle, am Dreifaltigkeits-Kirchhofe, ist in Folge getroffenen Arrangements der dalsigen Behörde endlich abgebrochen worden. Das Gesauger dieser Mühle während der Begräbnisse hatte schon vor Jahrzehnten zu rechtlichen Klagen Anlaß gegeben, die aber erst zu Gunsten des Mühlenbesizers entschieden wurden, weil der Beständ der Mühle aus der Zeit vor Anlegung des Kirchhofe datirte. Aus diesem Grunde mußte sogar die Anpflanzung von Bäumen auf dem Kirchhofe unterbleiben.

Das öffentliche Feuerschützen in Schlesien. Zu dem im Monat Juni in Weuthe D.-S. abgehaltenen Verbandszuge des Posen-Schlesischen Feuerwehroerbandes war von den Vorstehenden, Stadtbaurath Wende-Breslau, mit großer Sorgfalt eine Zusammenstellung der von 75 schlesischen Feuerwehren (die Breslauer Berufsfeuerwehr gehört dem Verbands nicht an) eingegangenen statistischen Nachweisungen für das Jahr 1883 angefertigt worden, der wir folgende Einzelheiten von allgemeinem Interesse entnehmen: Die 75 Feuerwehren zählen 5628 activ, 3637 inactive (bloß Beitrag zahlende) und 20 Ehrenmitglieder. Sie besitzen 175 fahrbare, 69 Abroschsprizen, 35 Mannschiffe, 51 Utenzen und 75 Schlauchwagen, ferner 371 laufende Meter Leberre, 3235 Meter gummirte, 24,185 Meter hanfene Schlauche, 16 Scharmächter, und 33 Rettungsstühle. Brände am Ort selbst waren 142, auswärts 123; in 189 Fällen waren die Feuerwehren thätig. Unfälle kamen hierbei 11 vor, von denen zwei einen tödtlichen Ausgang nahmen. An nicht genau anzuermittelnder Weise haben die Directionen der Provinzial-, Städte- und Land-Feuerocietät ihr Interesse für das Feuerlöschwesen durch die Errichtung einer Untersuchungskasse für verunglückte Feuerwehrränner bewiesen, deren Statuten auch bereits vom Provinzial-Landtage genehmigt worden sind und die voraussichtlich noch im Laufe des Jahres in's Leben treten wird.

Obererschleien producirt jährlich 10 Millionen Tonnen Koblens und 1,6 Millionen Tonnen Eisen; das Balzenburger Reiner 3 Millionen Tonnen Koblens.

Allerlei Nützliches.

Für die Zeit der Heulzeit. Traubenast bleibt in Flaschen über ein Jahr lang süß und klar, wenn 20 bis 30 Gramm Salpetersäure pro Hektoliter (0,2 bis 0,3 Gramm = 1/2 Theelöffel pro Liter) mit etwas Most zu einem dünnen, klumpchenfreien Teig angemacht und dieser der bestimmten, nicht angebrochenen Woffmenge unmittelbar nach dem Pressen beigegeben wird, welche sodann nach 14 Tagen abgezogen und später, nach Klärung, auf Flaschen gebracht wird. Letztere müssen mit einer wässrigen Salpetersäure ausgefüllt und die Korkel aus dem Aufglockt worden sein. Auf der Land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung zu Hannover, Juli 1881, ist durch die Jury für 1878er Traubenmost in Flaschen, welder mittelst 0,2 Gramm Salpetersäure per Liter vollständig und normal wohlwährend erhalten worden war, ein Diplom in Anerkennung der damit glänzend bewiesenen gärungsfähigen Eigenchaft dieses Conservirungsmittels ertheilt worden. Auf der deutsch-brasilianischen Ausstellung in Braxillen 1882, wo der Salpetersäurefabrik (Kobler's Patent) Dr. F. von Franke der erste Preis (goldene Medaille) zuerkannt worden, wurde eine Flasche gärungsfähiger Traubenmost gekostet, welche im letzten Sommer aus Deutschland angekommen war. Der Most hatte sich, Dank der Salpetersäure, vollkommen conservirt und nicht der geringste Geschmacksnachtheil war zu erkennen.

Zaureich zu bereiten. Man rührt nach und nach zu einem halben Pfund gelassenen Eenspulver stark ein halbes Quart guten weißen Weiz und eine Messerspitze voll gelosene Gewürznelken und läßt dieses auf gelindem Feuer köchen. Wobann bringt man ein kleines Stück Zucker hinzu, rührt dabei um, und seht das Ganze noch einmal dem Köchen zu. Süssen Senf bereitet man, indem man ein halbes Quart Sieden aus. Süssen Senf bereitet man, indem man und später, in guten Beizmittel mit einem halben Pfund Zucker kocht und später, in lauwarmem Zustande, ein viertel Pfund Senfsaht, halb gelbes, halb braunes, dazu köchelt.

Färbere Rezept: Aukerischwarz. Man koch Blauholz aus oder nehme Blauholz-Extrakt und zwar so viel von dem einen oder anderen,

wie sonst zu Schwarz erforderlich ist, gebe dann für 200 Ko. gewöhnliche Bolle 10 Ko. Eisenmittel, 6 Ko. Kupferessenz und 3 Rio Oxalsäure in das Bad, rühre Alles gut durch, gebe mit der Bolle ein und lasse 2 Stunden gut kochen. Die Bolle coagulirt erst in der zweiten Stunde. Man wirft die Bolle noch warm in die Kühle, worauf dieselbe sehr nachdunkelt. Es kann auf derselben Flotte weiter gefärbt werden.

Conserviren von Früchten. Will man größere Früchte, wie Quitten, Melonen, Kürbis, sowie auch Gagebutten in größeren thönernen Kochgeschirren richtig „einmachen“, so legt man dem mit Wasser verduhten Jucker eine der fruchtgemäße angemessene Quantität Salpetersäure (pro Hektoliter in 1/2 Gramm, also etwa 1/2 Theelöffel voll) zu. Beim Einfüllen in die Wehren versäume man nicht, ein Papier, gut schließend, auf die Oberfläche zu legen, welches man mit einer concentrirten Lösung von Salpetersäure in Wasser durchstrahlt hat. Bei Essigsäure (Melonen, Gurken, Birnen, Pfäumen etc.) giebt man dem kochenden, mit Zucker versehenen Essig etwas Salpetersäure hinzu und läßt hier das Pumpenpapiere fort.

Schlesischer Weichheits-Kalender.

- (Nach Mittheilungen des Pastor **Vornmann** in Braunsig.)
- Den 13. September 1312. Herzog Boleslaw III. krönt den Beguinen (gestill. Ordensschwwestern) ihr Haus und Hof zu Liegnitz zwischen Wüßig, Wobens und Stadmauer.
 - 1427. Den 13., 17. und 19. die Hussiten in Girsberg. Dreimal belagerten sie die Stadt vergebens und ständen nachher die Vorstädte an.
 - 1622. Graf Urban belagert Wlask und gründet die Vorstädte an.
 - Den 14. September 1293. Die oberste und unterste Kirche zum heil. Kreuze auf dem Dome zu Breslau eingeweiht.
 - 1522. Jakob Sienkewich hält die erste lutherische Predigt zu Goldberg.
 - 1637. Die evangelische Kirche zu Greifenburg auf Befehl Kaiser Ferdinands geschlossen.
 - Den 16. September 1482. Das Fürstenthum Crostien kommt zufolge Vergleich zu Camenz, der den Wärfchen Krieg endete, an Albert, Markgrafen von Brandenburg.
 - 1719. Kaiser Karl VI. verordnet eine Mission zur Bekehrung der Schwenfelder und sendet dazu 2 Jesuiten-Patres, Milau und Regent, in die Fürstenthümer Gutz und Liegnitz.
 - 1789. Bergschloß Königberg, 1198 von Herzog Boleslaw Procentus erbaut, stürzt ein.
 - Den 17. September 1454. Schlacht vor Konitz: die Deutschen, worunter der Schlesische Adel, ziehen in den Preussischen Krieg und besiegen die Polen. Herzog Rudolph von Sagan verlor dabei das Leben.
 - 1547. Friedrich II. Herzog zu Liegnitz, er legte vorgällig mit dem Grund zur Berggröherung des Hauses Brandenburg. Begraben in der JohannisKirche zu Liegnitz.
 - 1627. Das Woschloß des neuen Erbshades des gräflichen Bades zu Warmbrunn stürzt ein. 10 Personen wurden im Bade erschlagen, mehrere sehr beschädigt.
 - 1746. Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Grünberg.
 - 1768. Friedberg an Duxis brennt ganz ab.
 - Den 18. September 1397. Herzog Johann I. macht Sagau, sonst zu Ger.-Olawa gehörig, zu einem besonderen Fürstenthum und erkrönt dasselbe.
 - 1757. Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen in Peterswalde bei Jauer; der kaiserliche General Janus mit 12.000 Mann in Siergawa.
 - Den 19. September 1609. Der größte Theil der Stadt Liegnitz zieht in Feuer auf.
 - 1660. Seb. Georg Wilschm, letzter Bischofherzog überhaupt und letzter Herzog von Liegnitz, Breg und Wohlau.
 - 1711. Am Kleinig großer Brand. 150 Häuser.
 - Den 20. September 1765. Großer Brand zu Wrisberg, 81 Häuser.
 - 1796. Stiftung zur Auf- und Ausbilde armer Bürger und Proffessionellen zu Breslau (Krahl).
 - Den 21. September 1260. Einweihung des Nonnenlothes zu St. Clara in Breslau, gestiftet von 1. er. Desjovann Anna, Wittve Herzog Heinrichs II.

Allerlei Weiteres.

Bärtlichkeits-Gewandmesser. Ein alter Gelehrer in S. hat die Idee gehabt, die Hüfte zu verzeichnen, die er mit seiner Frau in einem Jahre von 20 Jahren gewechselt hat. Am ersten Jahre erreichten die Hüfte die totale Höhe von 36,500 oder 100 Köffe pro Tag. Im zweiten Jahre verminderten sie sich um die Hälfte. Im dritten war das Mittel 10 pro Tag. Nach fünf Jahren zählte man nur noch zwei Hüfte pro Tag, den Morgens- und Abendfast. Später wird nur hier und da noch ein Hüft ausgetauscht.

Zur Veränderung der Färbereiretel ist von Seiten vieler Färbereiretel-Interessenten der Antrag ergangen, die bezüglichen Strafbestimmungen des Weichheitsstrafgesetzbuches zu verschärfen. Der Ausschuss des deutschen

3. Ratisches Buchstaben-Quadrat.

n	a	a	a	a
a	a	l	m	
m	n	u	n	
n	n	u	u	

Auflösung der Räthsel in Nr. 50.

- 1) An Gottes Segen ist Alles gelegen.
- 2) Würde Gott, thue Recht, schone Niemand.
- 3) Rühm dem Hungerigen sein Brod.

Correspondenz und Fragenantwortung.

Herrmann in A. Der erste Spruch lautet: „Gott ist der Große, o Freund, ich gläubig, weil ich nicht“ Daraus ist leicht zu sehen, dass die Lösung des Räthsel in der ersten Zeile des Satzes, der Aufforderung, die Behauptung für den ersten Theil. Das „Non exigit tempus habemus sed multum perdimus“ kommt ungefähr mit „Gott ist der Große“ überein.

W. C. Wir werden auf „Wissenschaften über die Geschichte“ in nächster Nummer etwas näher eingehen.

Geist. Welche literarische Anlagen hat die literarische und Redigirung des „Rheinischen“ — das ist doch etwas zu viel. Keiner ist es ein Dichter, der das „Rheinische“ herausgibt, ist unentbehrlich. Ist nicht begeben.

Geometer-Kandidat in Wehrburg. Die meisten der auf das in Nr. 10 von Teller Bericht (W.) erschienenen sind uninteressant. Die Landmesser und Geometer-Kandidaten, die die Prüfung abgeben, sind meistens nicht die besten. Die Prüfung ist meistens uninteressant. Die Landmesser und Geometer-Kandidaten, die die Prüfung abgeben, sind meistens nicht die besten. Die Prüfung ist meistens uninteressant.

W. B. Wehrburg. Es ist in dem Bericht „Der wilde Jäger“ mondes Ansehen, aber noch viel mehr. Die Lösung ist: „Der wilde Jäger“ mondes Ansehen, aber noch viel mehr. Die Lösung ist: „Der wilde Jäger“ mondes Ansehen, aber noch viel mehr.

Ein 3-erger. Ohne Zweifel können Sie mit dem Winkler feinerer amerik. oder Tabakfabrik in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer.

Zeitschrift. Unter vielen Verhältnissen, die übertrieben sind nicht zu angeben, von der wir allerdings nicht wissen, ob sie vollständig sind: Man er. wird schließlich nicht überleben, indem man täglich 24 Stunden lang in guter Luft lebt. Nicht man kann das, so ist es nicht zu machen. Die Lösung ist: „Der wilde Jäger“ mondes Ansehen, aber noch viel mehr.

Winkler. Wie der Herrmann'sche Bericht über den Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer.

S. Schwabe. Die allgemeine deutsche Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer. Sie können auch an anderen, doch ist die Wahlbeizung in Über-Oregon (Wahlbeizung) Winkler feinerer.

W. C. Wir haben bereits früher mitgeteilt, dass die angeblich gegen Kungen. (Polygonum aviculare), den Sie auf allen Feldern, an Wegen, Wäldern u. s. w. finden.

Fischereiverein hat bereits die Vorlegung zu einem Entwurf, betreffend die Abänderung der begünstigten Geseßstellen, gegeben. Die Abänderung geht dahin, es möge das unbeschäftigte Fischen oder Krebsen nicht mehr als bloße Nebenbetriebe, sondern ebenso wie das unbeschäftigte Jagen als Bergehen streng geahndet werden. Der alte Hans Schnee, welcher quasi auch Fischereiberechtigter ist, hat dazu noch folgende Specialvor schläge zu machen. § x. Wer einen Fischen fängt, bekommt 6 Wochen Gefängnis. Gleiche Strafe hat derjenige zu erwarten, wer durch das Verlangen nach gebraten oder marinierten Froschlurken das Fängen von Fischen begünstigt. § y. Waisen und fischereiberechtigte Thiere, die bei 12 Wochen Haftstrafe in Gefangnis nicht gefangen werden können, § z. Wer die große Fische in Gefangnis nicht gefangen werden können, § x. Wer einen Fischen fängt, bekommt 6 Wochen Gefängnis. Gleiche Strafe hat derjenige zu erwarten, wer durch das Verlangen nach gebraten oder marinierten Froschlurken das Fängen von Fischen begünstigt. § y. Waisen und fischereiberechtigte Thiere, die bei 12 Wochen Haftstrafe in Gefangnis nicht gefangen werden können, § z. Wer die große Fische in Gefangnis nicht gefangen werden können.

Barre Anspielung. Denken Sie nur, Collegen, gestern besuche ich die Bekannte im königlichen Palais, und da liegt, begrüßen Sie meine Freunde, auf dem Arbeitstisch Hr. Reichert mein neuester Roman. — Hm. Was das Buch aufgeschritten?

Tafelbe Hof. Was? „Über der Wirth, das Bier ist doch heute ganz miserabel, vorgestern hatten Sie doch ein so gutes Bier.“ Wirth: „Da kann man sehen, was die Einbildung thut, es ist ja noch das alte Bier.“ (Trifft in je mancher Bierwirthschaft zu.)

Räthsel.

1. Räffelpung von A. Reichel.

	für	bei-				Dieb-	gen		
gen	schlo-	gen	ten	Wahl	loßt	un-	ter	stels	ton-
lieb'n	er	be-	ere-	un-	ter	lanb	sther	tri-	genb-
zu	ent-	steh	waga	Tafel	dem	ter-	Zu-	Walt	ju-
nar	erst	ten	wo	ter	durch	ge-	dem	in	eill
Teils	genb-	Zu	Wahl	un-	lieb	horv'	WAn	alt	ge-
eng-	Winkler	st-	er	un'	wo	ho-	ut	me	fo
wer	ge-	ora	te	lanb	ter	dem	vorh'	be-	lie-
ei-	zu	bet	Wra-	reit	dem	ge	wall	then	Wü-
Wo-	ba-	nes	mel	ere	un'	glaub	waga'	der	tra
den	lanb	ter-	si-	Stano	Zio-	ter	durch	ne	Wie-
									die
									schon-

2. Räthsel.

Wen bleib ich immer lieblich,
Doch nicht mehr möchte ich mich,
Denn erhebt sich ich Dich,
Und umhertret ich Dich,
Und drittens schlag ich Dich!
Doch alle dies nur im Dicht.
Nun rathe, wer bist ich?

An unsere geehrten Leser.

Der Beginn eines neuen Jahrgangs dieser Blätter steht nahe bevor. Es sind von uns alle Vorbereitungen getroffen, diesen neuen Jahrgang an Zeit und Illustrationen noch reichhaltiger, vielseitiger, interessanter und pikanter, feßlicher und spannender zu gestalten, als seine Vorgänger. Wir dürfen uns überzeugt halten, daß wir durch den gesammten Inhalt des neuen Jahrgangs, namentlich auch durch überraschende Neuheiten den wackern Lesern der geehrten Leser gewinnen werden.

Demnach ersuchen wir alle unsere Freunde, das Abonnement an den betreffenden Stellen möglichst bald einzulösen zu wollen, damit in der Continuation keine Unterbrechung eintritt.

Inhalt: Schachmat. Roman von Oswald Haupt König. (Fortsetzung.) — Hermann'sche Zeitung. (Mit Fortsetzung.) — Des Kaisers Diener. — Ausland in Wien. — Die Winkler. — Seine französische Eroberung. — Rabelais von A. Haupt. — Schiller's Chronik. — Merlet's Pöbel. — Schiller'sche Gedichtsammlung. — Winkler's Zeitschrift. — Räthsel. — Correspondenz und Fragenantwortung.